

Aargau

DOSSIER

Blättern im Familienalbum

GROSSELTERN. Wenn sie noch erzählen könnten, nimmt es uns meist nicht wunder, und wenn es uns wunder nähme, sind sie oft nicht mehr da. Was wissen wir von Grossmutter und Grossvater – insbesondere aus jenen Tagen, als sie noch jung waren? «reformiert.» greift eine Idee des Berner Künstlers Mats Staub auf, der seit Jahren Enkelinnen und Enkel nach ihren Grosseltern befragt (und nun einen Teil der riesigen Erinnerungssammlung im Berner Museum für Kommunikation ausstellt): Sieben Redaktorinnen und Redaktoren haben die alten Fotoalben vom Estrich geholt und sind eingetaucht in die Geschichte ihrer Ahnen.
> **Seiten 5–8**



BILD: CHRISTINE BARLOCHER
BILD: PRIVATARCHIV



PORTRÄT

Sozialdiakonin aus Berufung

STUDIUM. In ihrer Diplomarbeit untersucht Tabea Tanner, inwiefern der gesellschaftliche Leistungsdruck das Gottvertrauen von kirchlichen Mitarbeitenden beeinflusst. Weil sie Glauben und Beruf verbinden möchte, lässt sie sich am Theologisch-Diakonischen Seminar in Aarau zur Sozialdiakonin ausbilden.
> **Seite 12**

KOMMENTAR

RITA JOST
ist «reformiert.»-
Redaktorin in Bern



Eine Lizenz zum Töten? Nein.

Wer versucht, die Sterbehilfe gesetzlich neu zu regeln, gerät in Teufels Küche. Das musste auch Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf erfahren: In einem Interview mit «reformiert.» hatte sie vor zwei Jahren erklärt, sie wolle die Sterbehilfe nicht verbieten, aber «besser kontrollieren». Damit zielte sie klar auf die Sterbehilfeorganisationen «Exit» und «Dignitas», die in der Schweiz tätig sind. Mit unterschiedlichem Zielpublikum und unterschiedlich transparenten Zahlen.

REGLEMENTIEREN? Zwei Vorschläge hat die Justizministerin schliesslich in die Vernehmlassung geschickt: ein generelles Verbot von Sterbehilfeorganisationen oder eine strengere Reglementierung von deren Tätigkeit – konkret sollten nur unmittelbar vom Tod bedrohte Kranke Sterbehilfe beanspruchen dürfen. Beide Vorschläge sind auf breite Ablehnung gestossen. Nun will die Justizministerin einen neuen Vorschlag ausarbeiten lassen, der Chronischkranke nicht mehr ausschliesst.

KONTROLLIEREN! Es zeigt sich: Der geltende Artikel 115 des Strafgesetzbuchs, der Sterbehilfe nicht legalisiert, aber – wenn sie uneigennützig geschieht – für «straffrei» erklärt, ist weise formuliert. Wer beginnt, «Berechtigte» und «Nicht-berechtigte» zu definieren, verstrickt sich unweigerlich. Sterbehilfe kann nicht ein einforderbares Recht sein, in einem Staat, der das Leben seiner Bürger schützt. Sterbehilfe ist Nothilfe im Ausnahmefall. Und das muss sie auch bleiben. Sterbewilligen den Giftbecher gewerbsmässig und gewinnorientiert zu reichen, ohne Alternativen zum Sterben anzubieten, darf nicht sein. «Besser kontrollieren!» wäre tatsächlich die sauberste Lösung. Dafür braucht es aber kein neues Gesetz.

Kein Lösungsansatz kann überzeugen

STERBEHILFE/ Die Vorschläge des Bundesrats zur Regelung der Sterbehilfe sind durchgefallen. Was nun?

Sterbehilfe ist in der Schweiz seit 1942 straffrei, wenn ihr keine selbstsüchtigen Motive zugrunde liegen – weiter gehende Bestimmungen dazu gibt es nicht. Die ständigen Schlagzeilen über die Sterbehilfeorganisationen und die starke Zunahme des sogenannten Sterbetourismus veranlassten den Bundesrat aber, Ende 2009 zwei Vorschläge zur Regelung der Suizidhilfe in die Vernehmlassung zu schicken: Der erste sah ein generelles Verbot der organisierten Sterbehilfe vor, der zweite eine strikte Reglementierung.

VORBEHALTE. Beide Vorschläge sind nun bei einer Mehrzahl der Stellung nehmenden Parteien und Institutionen auf breite Ablehnung gestossen. Einzig die Kirchen, die CVP und die EVP haben sich für den einen oder anderen Vorschlag erwärmen können. Bei allen anderen sind beide Varianten klar durchgefallen. Begründung: Sie seien zu restriktiv. Die Nationale Ethikkommission etwa befand, man könne die Sterbehilfe nicht nur auf Personen beschränken, die unmittelbar vom Tod bedroht sind, und sie etwa bei Chronischkranken untersagen.

SKEPSIS. Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf hat auf den Unmut reagiert und inzwischen eine liberalere Lösung angekündigt. Diese solle die Suizidhilfe «unter bestimmten Bedingungen» auch bei Chronischkranken erlauben.

«Ich frage mich, was die Bundesrätin mit einer liberaleren Regelung genau meint», wendet Frank Mathwig ein, Beauftragter für Theologie und Ethik beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK). «Liberalisiert man den zweiten Vorschlag, ist man schnell beim Status quo. Die aktuelle Diskussion weist in eine Richtung, bei der man am Ende dort sein wird, wo man schon heute ist.» Das grundlegende Dilemma bei der Frage um die Sterbehilfe sei, dass man eine moralische Frage, die gesellschaftlich noch nicht geklärt sei, in den Bereich der Gesetzgebung abschiebe.

Ins gleiche Horn stösst die Leiterin des Instituts Dialog Ethik, Ruth Baumann-Hölzle: «Man müsste zuerst eine gesellschaftspolitische Grundsatzdiskussion führen, denn es stehen unendlich viele grundsätzliche ethische Fragen an», meint die Theologin. Zudem müsse man die Suizidhilfeorganisationen genau untersuchen, ehe man Re-

gelungen erlasse. «Als 1942 das noch heute gültige Gesetz verabschiedet wurde, ging man davon aus, Suizidhilfe sei ein Freundschaftsdienst in einer Notlage», erinnert Ruth Baumann-Hölzle. «Dass es einmal Organisationen gibt, die diesen Dienst professionell übernehmen, war damals nicht abzusehen.» Man müsse sich jedenfalls bewusst sein, dass jede Regelung, die man erlasse, einer Lizenzierung des Tötungsaktes entspreche. «Die Tötungshandlung, die bisher eine Ultima-Ratio-Handlung war, wird damit im öffentlichen Raum akzeptiert.»

UNGELOSTE FRAGEN. Der Sozial- und Wirtschaftsethiker Helmut Kaiser, Pfarrer in Spiez BE, hält die bestehende Regelung für eine gute Grundlage für die noch zu führende Diskussion. «Für mich ist wichtig, dass man die Grundsätze vom Recht auf Leben mit dem Recht auf Selbstbestimmung zusammenführt», sagt Kaiser. «So verhindert man, dass man bei Öffnungen oder Einschränkungen in Extreme verfällt.» Besonders achtsam müsse man sein, wenn die Erlaubnis zum assistierten Suizid auf Chronischkranke, Demenzkranke und psychisch Kranke ausgeweitet werden soll, findet der Ethiker. «Da bin ich sehr skeptisch, weil sich die Frage stellt, ob hier die Selbstbestimmung überhaupt gegeben ist. Hier sollten Alternativen zum assistierten Suizid gesucht werden.» **ERIK BRÜHLMANN, MARIUS LEUTENEGGER**



BILD: HEYSTONE



SCHWEIZ

Fahrende und Sesshafte

JENISCHE. Sie zahlen Steuern, leisten Militärdienst und schicken ihre Kinder zur Schule – wenigstens im Winter: die Schweizer Jenischen. Doch wenn sie Stand- oder Durchgangsplätze fordern, gibts Opposition der Sesshaften. Ressentiments gegen Fahrende sind weit verbreitet: Nicht nur Nicolas Sarkozy schürt sie. > **Seite 3**



KINDER

Bibel erzählen leicht gemacht

ERZIEHUNG. Biblische Geschichten berichten von Freud und Leid und tiefen menschlichen Gefühlen. Doch wie und was erzählt man Kindern aus der Bibel? Ratschläge der Kinderbuchautorin Vreni Merz.
> **Seite 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Der Dank-, Buss- und Betttag wird immer mehr zum Tank-, Bus- und Betttag: «reformiert.» informiert Sie über die Gottesdienste in Ihrer Kirchgemeinde. > **ab Seite 13**



Neugierig: Kinder reagieren auf biblische Geschichten viel unverkrampfter als Erwachsene

Wenn Jesus mehr «fägt» als Papa Moll

ERZIEHUNG/ Kindern aus der Bibel erzählen? Ganz schön anspruchsvoll! Annegret Ruoff (Mutter) fragt Vreni Merz (Kinderbuchautorin) um Rat.

Vreni Merz, gerne würde ich meiner fünfjährigen Tochter von Nächstenliebe, Vertrauen und Versöhnung erzählen, sie aber wünscht sich biblische Gruselgeschichten, will hören, wie Kain seinen Bruder erschlug und wie die Dornenkrone Jesus den Kopf zerkratzte. Warum faszinieren ausgerechnet diese Geschichten sie so? Ihre Tochter ist offensichtlich gerade daran, die «gruselige» Seite des Lebens zu entdecken und sich damit auseinanderzusetzen. Wie gut, dass auch die Bibel dazu etwas zu bieten hat – und zwar anschaulich und eindrücklich! Das Besondere daran: Die Bibel lässt es nicht dabei bewenden, von Dunkelheit, Schmerz und Schrecken zu berichten. In all ihren Texten steckt die Botschaft, dass ein Gott hinter den Menschen steht, der es gut meint mit ihnen, auch wenn es noch so wirr zu und her geht auf der Welt. Jedenfalls wird Ihre Tochter Wertvolles für ihr Leben lernen, wenn Sie ihr nicht nur die «schönen» biblischen Geschichten erzählen!

Ob Schneewittchen, Papa Moll oder die Kreuzigung: Zu Hause erzähle ich mich durch den ganzen Kindergeschichten-dschungel. Fragt dann meine Tochter im Bus «Mama, warum hatte Jesus nur ein Tuch an, als er starb?», wäre mir viel lieber, sie hätte nach den sieben Zwergen gefragt. Warum ist es so peinlich, mit Kindern öffentlich über biblische Geschichten zu sprechen?

Peinlich ist es nur für uns Erwachsene – nicht für die Kinder! Sie sind in dieser Hinsicht gänzlich unbeschwert und fragen, was sie wissen möchten, wann und wo auch immer. Warum haben wir Erwachsenen Mühe damit, die Bibel «öffentlich» zu erwähnen und auch dann darüber zu sprechen, wenn andere mithören könnten? Klar, wir möchten nicht als frömmlicher gelten, doch wäre das wirklich so? Ich

denke, es ist in unserer Gesellschaft diesbezüglich schon viel besser geworden, als es noch vor Kurzem war: Religiöse Themen sind salonfähiger geworden und dürften es noch mehr werden!

Beim Erzählen überfordert mich die Komplexität von Kreuzigungs- und Auferstehungsgeschichte. Meine Tochter aber findet daran nichts Besonderes. Warum ist ihr oft gerade das für mich komplett Unverständliche so klar?

Es ist eine interessante Feststellung, dass Kinder manches leichter erfassen als wir Erwachsene. Sie reagieren

spontan auf das, was ihnen entgegenkommt. In der Regel kennen sie keine vornehme Zurückhaltung, wenn es um komplexe Themen geht. Unbeschwert gehen sie damit um. Sie staunen, erschrecken oder lachen, wenn sie mit «grossen Dingen» konfrontiert werden. Und oft ist ihre Reaktion voll von jener Klugheit und Klarheit, die uns im Verlauf der Jahre abhandengekommen ist. Zu vieles haben wir bereits angehäuft in unseren Köpfen, Theorien, die uns oft im Wege stehen, um etwas Existenzielles an uns herankommen zu lassen. Was tun? Von den Kindern lernen!



PHILOSOPHIE

Was ist Leben? Woher kommt die Welt? Warum müssen wir sterben? Dieses Buch greift die grossen Fragen des Lebens auf und beleuchtet sie aus verschiedenen Perspektiven. Für Kinder ab neun Jahren geeignet.

JULIA KNOP: Die grossen Fragen des Lebens für kleine Philosophen. Herder-Verlag, 2009. Fr. 27.50. ISBN 3-451-70907-4.



RITUALE

Im Zyklus der Jahreszeiten versammelt dieses Buch biblische Geschichten für Kinder und verbindet sie mit fachkundigen Erzähltipps und liebevollen Gutenachtritualen. Geeignet für Kinder von vier bis acht Jahren.

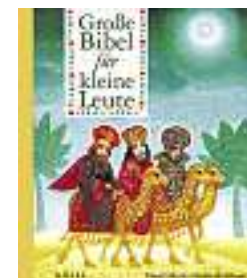
VRENI MERZ: Die Bibel an der Bettkante. Ein Familienbuch. Kösel-Verlag, 2007. Fr. 32.90. ISBN 3-466-36750-6.



HINTERGRUND

Ein Standardwerk zum Thema religiöse Erziehung, das aufzeigt, wie sich Kinderglaube entwickelt. Mit Tipps für Abend-, Segnungs- und Gebetsrituale.

ALBERT BIESINGER: Kinder nicht um Gott betrügen. Anstiftungen für Mütter und Väter. Herder-Verlag, 2010. Fr. 19.90. ISBN 3-451-28816-6.



BIBEL-PERLEN

In einer einfachen Sprache präsentiert dieses Buch über neunzig Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Psalmen für Stärkung und Trost runden die Auswahl ab. Zum Erzählen und Selberlesen geeignet.

VRENI MERZ / ANITA KREITUSE: Grosse Bibel für kleine Leute. Kösel-Verlag, 2009. Fr. 34.90. ISBN 3-466-36844-8.



BIBELBILDER

Dieser Kinderbibelklassiker lebt ganz von den über 300 Bildern des holländischen Künstlers Kees de Kort. Im Anhang gibts Verständnishaften zu jeder Geschichte. Für Kinder ab drei Jahren geeignet.

Das grosse Bibel-Bilderbuch, gemalt von Kees de Kort. Deutsche Bibelgesellschaft, 1998. Fr. 49.90. ISBN 3-438-04142-1.

Zum einen erkläre ich meiner Tochter, dass Gott als Lebenshauch in allen und allem ist, im Stein genauso wie in der Katze, zum anderen verwende ich das Bild von «Gott im Himmel». Im Gebet wiederum bezeichne ich Gott oft als Mutter oder Vater. Verwirre ich so mein Kind?

O nein! Genau das ist wichtig, Gott in unterschiedlichen Bildern und Metaphern zu nennen. Bloss nichts fixieren und ja nicht versuchen, Gott zu definieren und dadurch in den Griff zu bekommen. Es wäre genau das, was uns zu Recht geboten ist: Du sollst dir kein Bildnis machen! Gott ist Vater und Mutter, er ist im Himmel und auf Erden, er ist immer und überall. Das Unfassbare muss unfassbar bleiben, das Unsagbare unsagbar. Das soll aber nicht heissen, dass wir deswegen aufhören sollen, über Gott zu sprechen. Ganz im Gegenteil! Unsere Religiosität besteht genau darin, unsere menschliche Begrenzung auszuloten und aufzuspüren, wie gross das Göttliche ist. Es sprengt unser Denken und Sprechen. Statt den Kindern «richtige Worte» zu sagen, die es gar nicht gibt, können wir zusammen mit ihnen eben dieses Stammeln üben – das Suchen, Abwägen, letztlich das Ahnen von etwas Unfassbarem, Unsagbarem.

Wenn meine Tochter fragt, wohin die Seelen der Menschen kommen, nachdem sie gestorben sind, habe ich verschiedene Möglichkeiten zu antworten. Sage ich «in den Himmel», vermittele ich ihr ein schönes Bild. Antworte ich mit «ich weiss es nicht», bin ich ehrlich. Wonach soll ich mich richten?

Es gibt eine wunderbare pädagogische Regel, die wir beherzigen sollten, wenn es um religiöse Erziehung geht: Mehr fragen als sagen! Nicht so sehr das, was wir als Erwachsene vermuten, glauben oder wissen, ist für das Kind entscheidend, sondern dass wir ihm helfen, eigene Vorstellungen zu entwickeln.

Es ist für eine gesunde spirituelle Entwicklung unglaublich wichtig, das Kind in den Mittelpunkt zu stellen, seine inneren Bilder zu aktivieren und uns von ihm erzählen zu lassen, was es denkt und meint. Unser Interesse an seinen Aussagen bestärkt es darin, weiter zu denken und weiter zu fragen, im Idealfall ein Leben lang. So kommt es, dass sich seine Vorstellungen mit zunehmendem Alter ganz gewaltig verändern, und dass es auch in religiöser Hinsicht zu einer gewissen Reife kommt. Es gilt also, zusammen mit den Kindern darüber zu philosophieren, wo die Menschen nach dem Tod sein könnten. Das kann auch für uns Erwachsene lustvoll und spannend sein.

INTERVIEW: ANNEGRET RUOFF



VRENI MERZ, 62

hat mehrere religiöse und besinnliche Bücher für Erwachsene und Kinder verfasst, darunter auch biblische Geschichten für Kinder. Die zweifache Mutter ist ausserdem als Religionspädagogin und Supervisorin in der Ausbildung und Fortbildung von Erziehenden und Lehrkräften tätig. Vreni Merz wohnt in Steinen SZ. www.vrenimerz.ch

IM RAHMEN der Ausstellung «Kinderbibel», die am 2./3. und 6.–8. September im Bullingerhaus, Jurastrasse 13, in Aarau gezeigt wird, hält Vreni Merz einen Vortrag über den mutmachenden Umgang mit biblischen Geschichten. 2. September, 19.30 Uhr, Bullingerhaus Aarau. Infos: www.bibelgesellschaft-ag-so.ch



Müssen oft als Sündenböcke für allerlei Missstände hinhalten: Fahrende (Bild: Standplatz in Versoix)

Jenische in der Vorurteilsfalle

FAHRENDE/ Das schlechte Image der Roma trifft alle Fahrenden – und blockiert Stellplatzprojekte in der Schweiz.

Fahrende

Roma ist der Oberbegriff für eine ursprünglich aus Indien stammende Volksgruppe. In Europa leben 12 bis 15 Millionen Roma, in der Schweiz ungefähr 30 000. Die meisten Roma sind sesshaft und integriert.

Jenische sind europäischen Ursprungs mit eigener Sprache und Kultur. Nur 2500 der 35 000 Schweizer Jenischen sind fahrend und in Gruppen von maximal zehn Wagen unterwegs, während Roma oft mit Konvois von gegen fünfzig Wohnwagen herumziehen.

Europa hasst die Zigeuner, der Osten sowieso: 1999 werden in der tschechischen Stadt Usti Mauern errichtet, um die Roma zu ghettoisieren. In Rumänien und Bulgarien werden gemäss Unicef-Bericht (2007) weniger als sieben Prozent der Roma-Kinder eingeschult. Und in Ungarn findet 2009 eine Serie von rassistisch motivierten Morden an Roma statt.

Aber auch in Westeuropa müssen die Fahrenden derzeit wieder einmal als Sündenböcke für alle möglichen Missstände herhalten. In Frankreich schürt Staatspräsident Nicolas Sarkozy bewusst Ressentiments gegen die Zigeuner und lässt mit martialischen Begleitgeräuschen Roma-Lager räumen. Französische Nichtregierungsorganisationen, aber auch die Kirchen, verurteilen das gefährliche Spiel: Die evangelische Kirche Frankreichs etwa weist nüchtern auf die Gesetzeslage hin: Nach dieser müsste jede Gemeinde mit mehr als 5000 Einwohnern Stellplätze für die Fahrenden bereitstellen.

ZU KLEIN. Die Forderung nach mehr Stellplätzen führt in ganz Europa zu Konflikten – zwischen den Sesshaften und der kleinen Minderheit der Fahrenden. Auch in der Schweiz. Seit Jahren kämpft die Jenischenorganisation «Radgenossenschaft» für mehr Stellplätze. Tatsächlich wird es für die 2500 Schweizer Jenischen, die reisen – die Mehrheit der rund 35 000 Menschen zählenden Volksgruppe ist längst sesshaft geworden –, eng. Für sie steht auf den hiesigen Stand- und Durchgangsplätzen eine Fläche von gerade mal 25 Fussballfeldern bereit. Bereits 2006 hielt eine Studie des Bundesrats fest, dass zu den rund fünfzig bestehenden 38 zusätzliche Durchgangsplätze für Schweizer Fahrende sowie zehn grosse Durchgangsplätze mit 35 bis 50 Stellplätzen für ausländische Fahrende fehlten.

May Bittel, Jenischensprecher der «Radgenossenschaft» in der Westschweiz und Pastor der Zigeunermission, sagt denn auch: «Die konsequente Verweigerung von Stellplätzen

erhöht bei uns den Druck zur Sesshaftigkeit.» Dabei hat er 2003 vor dem Bundesgericht einen folgenreichen Entscheid erstritten: Der Staat müsse es den Fahrenden ermöglichen, ihre nomadische Lebensweise beibehalten zu können, urteilten die Richter in Lausanne. Dieses minderheitenfreundliche Urteil scheiterte aber an den politischen Realitäten in den Kantonen und Gemeinden, sagt Bittel.

«Die Schweizer Fahrenden leisten Militärdienst, zahlen Steuern und schicken ihre Kinder in die Schule – jedenfalls im Winter.»

••••••••••

PAUL FINK, BUNDESAMT FÜR KULTUR

ZU SIMPEL. Erst jüngst wurde im Kanton St. Gallen ein Konzept für vier Durchgangsplätze und einen Transitplatz für ausländische Fahrende im Kantonsparlament bachab geschickt. Ausschlag gab die Drohung der SVP, die Regierungsvorlage für neue Plätze mit einem Referendum zu bekämpfen. Bei solchen Entscheiden schwingen nach Ansicht des Jenischenpastors immer Schlagzeilen von bettelnden Roma-Kindern oder rumänischen Diebesbanden mit: «Das ist die Krux der Schweizer Fahrenden: Wir werden alle in einen Topf geworfen», sagt Bittel frustriert. In der Schweiz lebten rund 30 000 sesshafte Roma und gut ebenso viele sesshafte Jenische (vgl. Kasten) – aber die einen wie die anderen würden gern im selben Atemzug genannt wie Asylbewerber, Sans-Papiers oder Roma, die aus Armut aus Osteuropa migriert seien. Und wenn Bittel auch immer die gemeinsame Verfolgungsgeschichte aller europäischen Fahrenden mit den Hunderttausenden Ermordeten im Holocaust im Bewusstsein halten will, sagt er doch: «Es ist wichtig, diese Unterschiede zu sehen.»

Die nächste Abstimmung über einen Durchgangsort steht am 26. September in Ibach SZ an. Auf der Webseite des örtlichen Schiessvereins läuft dazu eine Umfrage («Soll im Schachen ein Durchgangsort für Fahrende errichtet werden?»), zudem wird auf den Artikel «Ziehen Roma-Clans nun in die Schweiz?» der Zeitung «20 Minuten» vom 2. August verwiesen: Darin ist zu lesen, die Schweiz sei möglicherweise just wegen der geringen Zahl von Stellplätzen für Fahrende unattraktiv und darum im Unterschied zu anderen Ländern bislang nicht von Roma überrollt worden. – Fazit: Bis in die Siebzigerjahre wies die Schweiz sämtliche Roma an der Grenze ab. Heute gewährt sie ihnen zwar Zutritt, aber keinen Platz. **DELFBUCHER**

ZU KOMPLEX. Auch Paul Fink, Vertreter des Bundesamts für Kultur, sieht in der fehlenden Kenntnis über die Lebensweise der Jenischen die Ursache, dass die Schweiz immer noch so wenig Stellplätze hat: «Die sesshafte Bevölkerung macht sich kein richtiges Bild von den Schweizer Fahrenden. Das sind Menschen, die Militärdienst leisten, Steuern zahlen und deren Kinder zumindest im Winter die Schule besuchen.» Er macht aber auch darauf aufmerksam, dass initiative Politiker etwas erreichen könnten – und verweist auf Christian Theus, den Gemeindepräsidenten von Bonaduz, wo die Jenischen bereits vor Jahren einen Durchgangsort bekommen haben.

Die nächste Abstimmung über einen Durchgangsort steht am 26. September in Ibach SZ an. Auf der Webseite des örtlichen Schiessvereins läuft dazu eine Umfrage («Soll im Schachen ein Durchgangsort für Fahrende errichtet werden?»), zudem wird auf den Artikel «Ziehen Roma-Clans nun in die Schweiz?» der Zeitung «20 Minuten» vom 2. August verwiesen: Darin ist zu lesen, die Schweiz sei möglicherweise just wegen der geringen Zahl von Stellplätzen für Fahrende unattraktiv und darum im Unterschied zu anderen Ländern bislang nicht von Roma überrollt worden. – Fazit: Bis in die Siebzigerjahre wies die Schweiz sämtliche Roma an der Grenze ab. Heute gewährt sie ihnen zwar Zutritt, aber keinen Platz. **DELFBUCHER**

72 Stunden lang

JUGENDVERBÄNDE/ Eine Million Arbeitsstunden haben Jugendliche mit der ersten Aktion «72 Stunden» vor fünf Jahren der Schweiz geschenkt. Nun tun sie es wieder: vom 9. bis 12. September.

Eine geballte Ladung von guten Taten haben sich die Schweizer Jugendorganisationen für die 72 Stunden von Donnerstag- bis Sonntagabend vorgenommen. Welches Projekt es innerhalb dieses Zeitraums zu realisieren gilt, erfahren die freiwilligen Mitarbeiter erst an Ort und Stelle. Zudem steht den Gruppen für die Umsetzung kein Geld zur Verfügung: Allfällige materielle Unterstützung müssen sie selbst finden.

KREATIVE IDEEN. Ein Segelboot für Behinderte, ein Sinnesparcours für Altersheimbewohner, Hotels für Wildbienen – an Ideen mangelt es den

Organisatoren nicht. Wälder und Velos werden geputzt, Spielplätze und Feuerstellen gebaut, Maler- und Gärtnerdienste angeboten. Es steigen Beach-Partys, Modeschauen, Open-Air-Festivals, Kunstvernissagen, Dorffeste, und an Züpfen und Cakes wird es sowieso nicht mangeln.

Eingeladen, an all diesen Projekten mitzuarbeiten, sind übrigens nicht nur die Mitglieder der organisierenden Gruppen. Jeder und jede kann mit anpacken, ohne sich weiter engagieren zu müssen.

NEUE MITGLIEDER. Die Aktion «72 Stunden» kommt dem verbreiteten Bedürfnis entgegen, sich zeitlich begrenzt für ein bestimmtes Projekt einzusetzen, statt sich verbindlich in einer Organisation zu engagieren. Trotzdem scheint der Mitgliederschwund bei den Jugendorganisationen im Moment gestoppt zu sein. Einige Verbände wie etwa die Jubla (Jungwacht Blauring) berichten gar von leicht steigenden Mitgliederzahlen. Auch bei der Pfadi, mit rund 45 000 Mitgliedern die grösste Jugendorganisation der Schweiz, geht es bergauf. Nachdem sie zwischen 1993 und 2008 über ein Viertel ihrer Mitglieder verloren hatte, seien die Zahlen seit einem Jahr wieder stabil, ist zu vernehmen.

ZUPACKENDE JUGEND. An der Aktion «72 Stunden» sind insbesondere die christlichen Jugendverbände sehr aktiv beteiligt. Von den bisher rund 600 geplanten Projekten werden rund die Hälfte von Cevi und Jubla bestritten. Die beiden Verbände zählen zusammen um die 45 000 Mitglieder. «Ich bin stolz darauf, was die Jugend tagaus, tagein für das Gemeinwohl tut», sagt Andreas Koenig. Er ist bei der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV), welche die Aktion «72 Stunden» lanciert hat, für den Bereich Freiwilligenarbeit und damit auch für die Drei-Tage-Aktion zustän-



Gratis für das Gemeinwohl schaffen? Sie tun es

Dieses Engagement sei umso bemerkenswerter, als viele Jugendliche noch in der Ausbildung steckten, betont Koenig und verweist auf eine Erhebung des Bundesamtes für Statistik. «Über dreissig Prozent der Schweizer Jugendlichen leisten freiwillige Arbeit.» **CHRISTA AMSTUTZ**

Mithelfen

Wer die an «72 Stunden» beteiligten Jugendlichen unterstützen will, erfährt ab Aktionsbeginn via Website, DRS 3 oder «Virus», was wo gebraucht wird.

www.72stunden.ch

Wohnen mit guter Fee

ALLTAGSHILFE/ Brigitte B. führt dank der Unterstützung eines Heks-Projekts einen eigenen Haushalt.

«Männerfreie Zone» warnt ein Schild an Brigitte B.s* Eingangstür. Ausser ihren Söhnen gibt es tatsächlich nur einen Mann, den die 54-jährige mit gutem Gefühl in ihre Wohnung in Oberentfelden lässt: Harry Barelds, den Mitarbeiter des Projekts Wohnen Aargau der Heks-Regionalstelle Aargau-Solothurn. Seit zwei Jahren besucht Harry Barelds Brigitte B. regelmässig und organisiert mit ihr Haushalt und Alltag. Ihren Lebensunterhalt muss Brigitte B. mit einer IV-Rente bestreiten, nachdem sie 1993 ihre Arbeit in einem Reformhaus aus psychischen und gesundheitlichen Gründen verlor. Anderen Männern, aber auch Frauen, verweigert Brigitte B. wenn immer möglich den Zugang zu ihrer Wohnung. Sie zeigt auf ein Terrarium mit zwei grossen Echsen. «Am wohlsten fühle ich mich mit den beiden.» Vor zwei Wochen hat sie sie gekauft, nachdem sie mit Barelds überlegt hatte, welches Tier sich für sie als Asthmatikerin eignet, und wöchentlich etwas Geld dafür auf die Seite gelegt hatte.

ALLTAG. Brigitte B. ist eine der achtzig Klienten des Projekts Wohnen Aargau, das seit zehn Jahren besteht und Personen vor Verwahrlosung oder einer Heimeinweisung bewahrt. Das Heks-Projekt wird von der Reformierten Landeskirche Aargau und kantonalen Kirchgemeinden mitunterstützt. Durch die Vermittlung des Heks erhalten etwa Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen oder Suchtproblemen sowie Personen, die aus dem Gefängnis entlassen wurden, eine Wohnung. Sie führen ihren Haushalt unter Begleitung von Heks-Mitarbeitenden, die ihnen zeigen, wie sie die Wohnung sauber und in Ordnung halten und die sie in schwierigen Alltagssituationen unterstützen. Ziel ist, dass eines Tages die Wohnbegleitung nicht mehr nötig ist.

«Zuerst habe ich den Heks-Begleiter zum Teufel gewünscht. Jetzt gebe ich ihn nicht mehr.»
.....

RÜCKZUG. An diesen Tag mag Brigitte B. noch nicht denken. Es ist zwei Jahre her, seit sie Harry Barelds zum ersten Mal in ihre Wohnung und ihr helfen liess. Nach zu vielen negativen Erfahrungen mit Menschen hatte sie sich in die Isolation der eigenen vier Wände zurückgezogen und zum Messie entwickelt: zu einer zwanghaften Sammlerin von Dingen, die man normalerweise wegwirft. Brigitte B. erzählt: «In meiner Wohnung war alles dreckig, und es stank. Aber es war mir egal, denn es kam ja niemand zu mir.» Auch sich selbst vernachlässigte sie, kochte und pflegte sich nicht mehr. Bis ein Sozialarbeiter der Gemeinde sie an das Heks-Projekt vermittelte und Harry Barelds vorbeikam. Er half ihr beim Umzug in eine neue Wohnung und zeigte ihr bei anfangs wöchentlichen Besuchen, wie sie diese wohnlich gestalten konnte. Heute ist Brigitte B.s Wohnung eine saubere 3,5-Zimmer-Wohnung mit einer gemütlichen Sitzecke und zahlreichen Fotos an den Wänden. Für ihren Geschmack ist es «viel zu

aufgeräumt». Doch der Schalk in ihren Augen verrät, dass ihr wohl ist. «Harry Barelds würde ich nie mehr hergeben!», sagt sie. In ihm hat sie nicht nur eine Haushaltsfee, sondern auch einen engen Vertrauten gefunden. Er weiss Dinge, die sie sonst niemandem erzählt hat. Grinsend sagt sie: «Zu Beginn hab ich ihn zum Teufel gewünscht.» Barelds sagt nickend: «Wir hatten sehr emotionale Momente.»

VERTRAUEN. Heute besucht Harry Barelds Brigitte B. nur noch alle zwei Wochen. Per Natel ist er jedoch jederzeit für sie und neun andere Klienten erreichbar und kann seine Besuchsfrequenz erhöhen, falls es nötig ist. Wenn Brigitte B. bald mit ihrem Sohn ihre geliebte Heimat Österreich besucht, wird Barelds ihre Echsen füttern. «Das ist eine Ehre!», sagt sie und hebt drohend den Finger. «Wehe, das Terrarium ist unordentlich!», mahnt sie, und still grinsen die beiden sich an. **ANOUK HOLTHUIZEN**
* NAME DER REDAKTION BEKANNT



Brigitte B. in ihrer gemütlichen Wohnung

30 Jahre Heks Regionalstelle

Der Jubiläumsanlass mit Musik und Apéro richte findet am 22. September um 17.15 Uhr im Bullingerhaus in Aarau statt. Vorgängig werden um 15.45 Uhr interessierten Fachpersonen die Projekte Wohnen Aargau und Linguadukt Aargau/Solothurn vorgestellt, die ihr 10-Jahre-Jubiläum feiern (Anmeldung erforderlich).

infos: www.heks.ch

KURZNACHRICHT

Artenvielfalt

SCHÖPFUNGSZEIT. Die Aktion «SchöpfungsZeit» der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft Kirche und Umwelt (Oeku) findet vom 1. September bis 4. Oktober 2010 statt. Zum Internationalen Jahr der Biodiversität regt sie Kirchgemeinden an, die Artenvielfalt zu thematisieren. **ARU**

GEGENDARSTELLUNG

«Nicht zutreffend»

In der Zeitung «reformiert.» wurde am 30. Juli 2010 ein Artikel unter dem Titel «Vorwurf Missbrauch: Frage nach der Wahrheit» publiziert. In demselben wird behauptet, dass ein forensisches Gutachten offengelassen habe, ob die Aussagen der Tochter des Pfarrers von Thalheim als glaubhaft einzustufen seien. Dies ist nicht zutreffend. Richtig ist: Die Begutachtung der Tochter hat ergeben, dass deren Aussagen nicht glaubhaft sind. **L. MACK, PFARRER, THALHEIM**

Laut Artikel 28g ZGB hat, wer sich durch eine Veröffentlichung in Presse, Radio und Fernsehen in seiner Persönlichkeit unmittelbar betroffen fühlt, Anspruch auf eine Gegendarstellung. Die Redaktion hält an ihrer Darstellung fest. Als Quelle stützt sie sich auf die mündliche Urteilsbegründung des Gerichtspräsidiums Zofingen.



«Ich glaube... ich trete aus»

PODIUM/ Den Kirchen laufen die Mitglieder davon. Was tun? «reformiert.» lädt ein zur Diskussion.

Die Landeskirchen haben einen schweren Stand: War ein Kirchenaustritt bis vor fünfzig Jahren noch praktisch undenkbar und später Protestakt Einzelner, ist heute schon fast exotisch, wer fraglos drinbleibt.

ANALYSE. Eine Studie des Religionssoziologen Jürg Stolz von der Universität Lausanne prognostiziert, dass bis zur Jahrhundertmitte nur noch jeder Fünfte reformiert sei (vgl. «reformiert.» 4/10). Von den Achtzehn- bis Vierzigjährigen, so Stolz, bleibe fast nur noch dabei, wer durch ein positives Erlebnis oder via Eltern kirchlich geprägt worden sei. Und das sind offenbar immer weniger.

WIDERSPRUCH. Allerdings: Parallel zum Boom der (individuellen) Religiosität stellt die Forschung einen wachsenden Egoismus und schwindende Solidarität fest. Die Frage einer Kirchenmitgliedschaft wird von immer mehr Leuten nach reinen Kosten-Nutzen-Kriterien beurteilt. Finanzberater raten unverhohlen zum Kirchenaustritt und rechnen vor, wie viele Franken Kirchensteuern ein Konfessionsloser jedes Jahr spart, und im Internet gibts für 99 Franken Austrittsformulare, obwohl ein Kirchenaustritt gratis ist.

Dass dieselben Leute, die wegen ein paar hundert Franken aus der Kirche ausgetreten sind, ihre Teenies mit den kirchlichen Jugendarbeiterinnen ins Sommerlager schicken und im Alter den kirchlichen Besuchsdienst – und dereinst sogar die kirchliche Bestattung – beanspruchen, gehört zu den wenig hinterfragten Widersprüchen der modernen Gesellschaft.

DISKUSSION. Die Kirchen haben diesen Trend jahrelang hingenommen. Wer austritt, kann sich darauf verlassen, dass seine Daten in den Kirchenkarteien gelöscht werden. Meist wird vonseiten der Kirchgemeinde auch nicht gross nach den Austrittsgründen geforscht.

Die grundsätzlichen Fragen bleiben: Was ist los mit einer Gesellschaft, die sich zunehmend entsolidarisiert? Wer leidet, wenn den Kirchen mit den Mitgliedern auch die Mittel abhandenkommen? Welche Strategien entwickeln die Kirchen, um der Austrittswelle zu begegnen?

Diese Fragen will «reformiert.» diskutieren: mit Kirchenverantwortlichen, aber vor allem mit Ausgetretenen und Dringeblichen. Mit Ihnen also. **RITA JOST**

PODIUM

Die Kirchengemeinden häufen sich. Warum? Am öffentlichen Podium «Ich glaube... ich trete aus» diskutieren Fachleute mit Dringeblichen und Ausgetretenen:

GOTTFRIED LOCHER
Synodalrat der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, ab 2011 Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK)

PROF. THOMAS SCHLAG
Leiter des neuen Instituts für Kirchenentwicklung an der Universität Zürich

PFARRERIN ROSA GRÄDEL
Kirchgemeinde Nydegg

MODERATION
Rita Jost und Martin Lehmann, Redaktion «reformiert.»

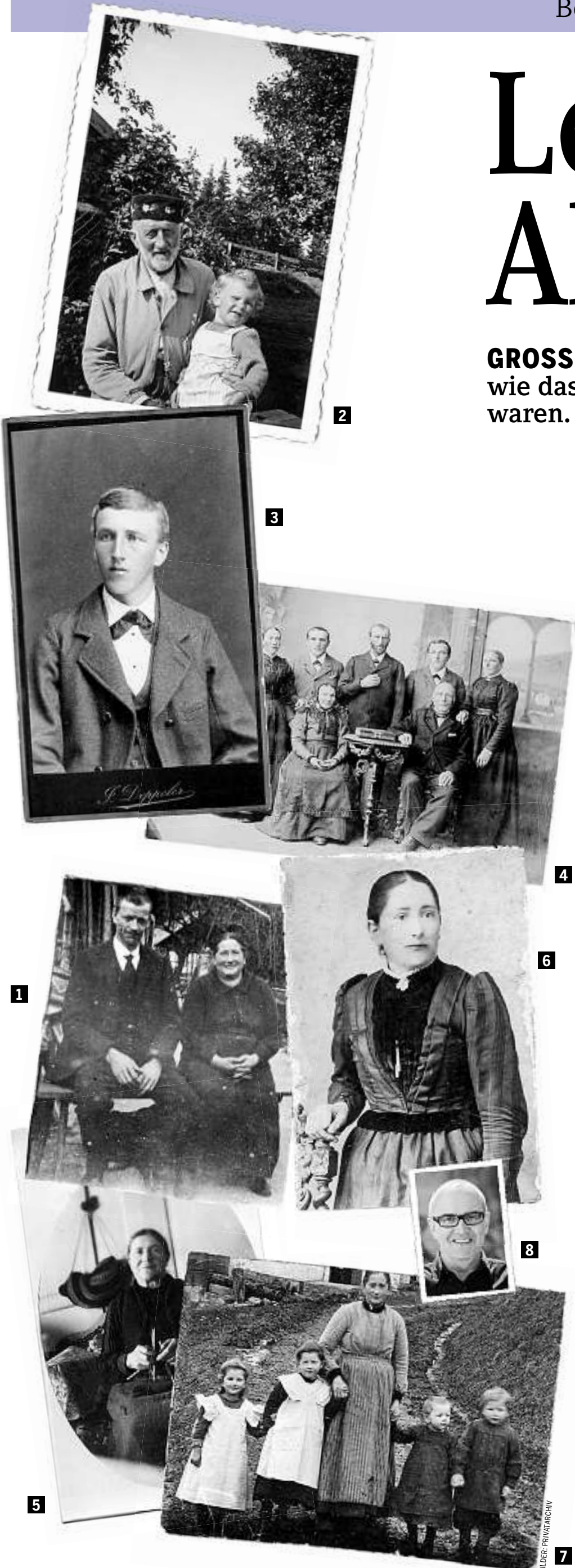
MITTWOCH, 15. SEPTEMBER, 19.30,
in der Nydeggkirche Bern (Bus Nr. 12, Richtung Paul-Klee-Zentrum, Station «Nydegg»)

IHRE MEINUNG IST GEFRAGT:
Im Vorfeld der Diskussion schalten wir im Internet ein Forum auf, wo Sie Ihre Gründe fürs Drinbleiben oder Austreten auf-führen können – auf dass möglichst viele Stimmen in die Diskussion einfließen.
www.reformiert.info/bern

RÜCKSCHAU/ Opa war ein Gentleman, Oma eine ernste Frau: Sechs Enkelinnen und Enkel erinnern sich
AUSBLICK/ Grosseltern leisten heute 100 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr: Das will honoriert werden

Leben heisst Ahnen haben

GROSSELTERN/ Irgendwann möchten wir es wissen: wie das war, als Grossmutter und Grossvater jung waren. Vielleicht, weil wir uns in ihrem Spiegel erkennen.



Meine Grosseltern kenne ich nur vom Hörensagen: Als ich als Nachzügler auf die Welt kam, hatten sie diese bereits verlassen. Halt, stimmt gar nicht. Johann, den Grossvater mütterlicherseits, habe ich doch einmal mit den Eltern in einem Emmentaler Krachen aufgesucht. Ein einziges Mal nur. Ich erinnere mich an einen grossen Greis und an den Schreck, als ich ihm die Hand gab und merkte, dass ihm zwei oder drei Finger fehlten. Grossvater war Zimmermann und weitherum als Schindelmacher bekannt (Bild 1). Wiederholt hatte er sich bei der Arbeit verletzt. War das damals einfach Zimmermannspech? Oder fahrigem Umgang mit Axt oder Schindelmesser geschuldet? Und habe ich, der sich beim Gemüserüsten ärgerlich oft in die Finger schneidet, etwas davon in den Genen? Ein Draufgänger soll er gewesen sein, der Johann, zum Aufbrausen neigend, einer, der sich einen Deut drum scherte, dass seine Tochter, meine Mutter, die wilde Ehe gar nicht goutierte, die er als lustiger Witwer im hohen Alter einging.

ERBEN. Und was hab ich von Samuel, dem Grossvater väterlicherseits (2), geerbt, dem Bauern und Täuferprediger? Nur den allzu frühen Glatzenansatz? Forsch und doch vorsichtig blickt er als Jüngling auf der Foto in die Welt (3) – ernst und streng als junger Mann (4) auf jener, wo er herrschelig im Zentrum zwischen Geschwistern und Eltern, meinen Urgrosseltern, posiert.

Welten trennen mich von den Grossvätern, auch wenn ich ihre Vornamen trage. 1866 wurde Samuel geboren, vor sage und schreibe 144 Jahren, als grad das erste Telegrafenkabel im Atlantik verlegt wurde und Preussen in der Schlacht von Königgrätz Österreich vernichtend schlug, im Kampf um die Vormacht in Deutschland.

Und die Grossmütter im Schatten der Patriarchen? Die selbstsicher und reserviert dreinblickende Eugénie, mit der Lismete in ihren kräftigen, von erdiger Arbeit gezeichneten Händen (5)? Nicht auf Anhiob sympathisch wirkt sie auf mich, und besorgt frage ich mich: Hab ich ein Stück von ihr? Oder die liebevoll mütterlich und sorgenvoll mich anschauende Johanna (6+7): Bin ich das auch?

AHNEN. «Leben heisst Ahnen haben», sagt ein afrikanisches Sprichwort. Der Blick auf längst verstorbene Grosseltern ist der Blick zurück in unsere Zukunft. Denn sie haben den Genetopf gefüllt, in dem unsere Identitäten gemixt werden. Auch wenn wir die Kapriolen kaum durchschauen, die das Erbgut aus vier Genlinien schlägt: verleugnen lassen sich die Vorfahren nicht. Eine Ähnlichkeit der Nase, um die Augen, im Gang, im Charakter ist schlecht zu tarnen. «Grossvater war ein Schweiger, Vater auch. Ich spüre, dass ich dieser Versuchung nur knapp widerstehe, weil Schweigen heute schlicht nicht mehr geht», sagt ein Freund, heiter kapitulierend.

SCHÖNEN. Die Fotoalben der Grosseltern sind die Chroniken, in denen wir unser Leben aufblättern. Irgendwann als Erwachsene schlagen wir unsere ganz persönliche Heimatgeschichte neugierig auf – spätestens dann, wenn wir mit unserer Endlichkeit zu rechnen beginnen (oder uns ein Künstler in seinem «Erinnerungsbüro» nach unseren Grosseltern befragt; vgl. Kasten). Tröstet uns das Einreihen in die Kette der Generationen, weil uns dabei ein Hauch Unendlichkeit anweht?

Im Erinnerungstheater rund um Grossmutter, Grossvater und unsere nicht immer ganz heilige Familie führen wir mal Regie, mal wird uns die Rolle auf den Leib geschrieben. Das Stück spielt auf dem ungesicherten Boden des Herkommens, der unversehens aufs Glatteis führen kann. Da wird erinnert und vergessen, geflunkert und geschönt, gelacht und geweint. – Lob und Dank sei euch Grosseltern!

SAMUEL JOHANN GEISER (8)

LESERREISE NACH BERN

AUSSTELLUNG VON MATS STAUB **Meine Grosseltern**

Seit Jahren lässt sich der Künstler Mats Staub von Enkelinnen und Enkeln die Geschichte ihrer Grosseltern erzählen (www.erinnerungsbuero.net). Ein Teil der stets wachsenden Erinnerungssammlung wird nun im Museum für Kommunikation in Bern (www.mfk.ch) vom 3. September bis 10. Oktober ausgestellt: «Meine Grosseltern» präsentiert in Bild und Ton alte Geschichten – und stellt Fragen nach Erinnern und Vergessen, Legende und Wahrheit.

«reformiert.» lädt ein zum Ausstellungsbesuch mit vorgängiger Einführung durch den Künstler – im Rahmen einer ganztägigen Leserreise nach Bern **am Dienstag, 21. September:**

PROGRAMM
 Fahrt mit dem Reisekar ab Chur, Bilten, Zürich, Aarau und Würenlos nach Bern

12.00
 Mittagessen im (provisorischen) «Haus der Religionen» in Bern:
 Menu aus Sri Lanka (ayurvedisch)
 Anschliessend Führung durch das multireligiöse Pionierprojekt

15.00
 Zvieritee. Fahrt zum Museum für Kommunikation

16.00
 Besuch der Ausstellung «Meine Grosseltern». Persönliche Einführung durch den Künstler Mats Staub

17.30
 Rückreise

KOSTEN: Fr. 79.– (inkl. Anreise, Mittagessen, Führung, Ausstellungsbesuch)

ANMELDUNGEN bis 10. September an sekretariat.aargau@reformiert.info oder Tel. 056 444 20 77 (Platzzahl beschränkt)

eine Grosseltern

«reformiert.»-Redaktorinnen und -Redaktoren erinnern sich ...

HARRY MAX DER LEBEMANN

Mein Grossvater hiess Heinrich Hofmann, doch alle nannten ihn Harry Max. Warum das so war, weiss ich nicht. Vielleicht lag es an seinem verwegenen Aussehen. Er war ein schneidiger Mann. Kein Wunder, verfiel meine Grossmutter väterlicherseits seinem Charme, als sie von den Engadiner Bergen als Hausmädchen in die Bundesstadt ging. Sie hatte zwei Verehrer während ihrer Berner

Zeit – entschieden hat sie sich für den falschen. Fünf Kinder, jedes Jahr eins, hat der Harry ihr gemacht, danach glänzte er vor allem durch Abwesenheit. Mein Vater wuchs im Engadin auf, sein Grossvater ersetzte ihm den Vater. Von diesem, meinem Grossvater Harry Max, hat er kaum gesprochen. Ich selbst habe ihn erst im Teenageralter per Briefkontakt kennengelernt. Erstaunlicher-

weise antwortete mein «Opapa», so unterschrieb er stets, sofort. Ich erhielt genau datierte und kommentierte Fotos von Ur- und Urgrosseltern und erfuhr unter anderem, dass mein Urgrossvater Eduardo Nationalturner war. Fotos meiner Urgrossmutter Hermine habe ich en masse – Harry liebte seine resolute Mutter sehr. Seine Zwillingsschwester Ida und er kamen als Halbweisen zur Welt und wuchsen mit einem Stiefvater auf. Wer war mein Grossvater? Die Antworten finde ich nur anhand von den Sachen, die er mir schickte: Er war ein leidenschaftlicher Motorbootfahrer und Liebhaber von Töffs und teuren Autos. Er war ein grosser Sammler – auch von schönen Frauen. Leider wusste ich die

seltener Briefmarken, die er mir schickte, nicht zu würdigen; ich weiss nicht einmal mehr, wo sie sind. Mein Grossvater war ein Trödler. Meine Güte, wie viel Plunder mein Vater und mein Bruder aus Harrys Häuschen in Köniz wegschmeissen mussten, nachdem sich Opapa in aller Einsamkeit und todkrank mit einer Pistole erschossen hatte. Ich habe ihn nur zwei Mal persönlich getroffen. Er war für mich ein fremder Mann. Doch er war derjenige, der meinen frühen Wunsch, Journalistin zu werden, als Erster ernst nahm. Mein Opapa schickte mir eine weisse Hermes-Baby-Schreibmaschine, ein Diktaphon und eine Polaroid-Kamera. Vielleicht wäre er heute stolz auf mich.

FADRINA HOFMANN



FADRINA HOFMANN
ist «reformiert.»-
Redaktorin
in Graubünden



FRIEDA LÜTHY DIE STRENGE

Die Haut meiner Grossmutter war weich und warm. Ihre «Schöbe» roch nach Zwiebeln und Bohnenkraut. Lange bevor ich reden konnte, lag ich fünf Tage die Woche in ihren Armen. Sie gab mir den Schoppen, trocknete meine Tränen und sang jeden Abend «I ghören es Glöggli» – damit meine Mutter verwirklichen konnte, was ihr selbst nie vergönnt war: zu studieren. Nach drei Jahren Bezirksschule musste sie nämlich in die «Wäbi», die Weberei. Als sie das erste Kind zur Welt brachte, holten sie meinen Grossvater an die Front. Das Geld reichte grad so fürs Nötigste. Mit 36 war sie vierfache Mutter, mit 40 bekam sie ein künstliches Gebiss, mit 45 versteifte man ihr ein Hüftgelenk. Von da an war die Krücke Grossmutter's Zeigefinger: Stets darauf bedacht, allen alles recht zu machen, wies sie uns Grosskinder an, den Staub vom Vorplatz zu wischen, den Garten zu jäten und die Erdbeerkonfi aus dem Keller zu holen. «Annegretli, gang reich mer no gschwend ...», höre ich sie heute noch sagen. Ihr Leben war vordergründige Ordnung: Am Montag gab es Spaghetti, am Samstag Kartoffelsuppe. Den «Anttivalat» schnitt sie in ganz schmale Streifen. Um sieben zog sie die schweren Vorhänge zu: Zeit für die «Tageschau». Danach gab es Apfelschnitze aus dem Plastikeller. Wie Grossmutter's Lachen klang, weiss ich nicht. In ihren Augen lag beständiger Ernst. Einmal, als ich in einem un-

bedachten Moment ins Badezimmer trat, stand sie im Sonntagskleid vor dem Spiegel und weinte. «I be so wüescht», flüsterte sie – bevor sie sich wieder zusammenriss. Mir war, als hätte sie mir ihr Innerstes offenbart. Sie war die Gescheite, Strenge, «Gschaffige», Grossvater der unbeschwert Spontane. Er liebte das Leben, das sie sich versagte. Als er an Alzheimer erkrankte, flüchtete sie ins innere Exil. Ihr Tod war ein langsames Verstümmeln. Bei der Hausräumung kamen die Liebesbriefe meiner Grosseltern aus der Kriegszeit zum Vorschein. Da fand ich, was ich immer vermisst hatte: Grossmutter's Gefühle.

ANNEGRET RUOFF



ANNEGRET RUOFF
ist «reformiert.»-
Redaktorin
im Aargau



JACOBUS HOLTHUIJZEN DER LEIDENSCHAFTLICHE

Den Vater meines Vaters nannten wir Papa – warum, weiss ich nicht. Als ich elf Jahre alt war, starb er achtzigjährig. Er war der erste tote Mensch, den ich gesehen habe. Irgendwo in Holland lag er in einem Aufbahrungsraum und sah friedlich aus. Seine vollen weissen Haare waren wie immer in einer Tolle nach hinten gekämmt. In der folgenden Nacht träumte ich, dass er in einem Ledersessel sass und sich mit mir unterhielt. Worüber, weiss ich leider nicht mehr. Obwohl Papa jedes Jahr mit Oma bei uns in der Schweiz zu Besuch war, erinnere ich mich nur an sein enorm lautes Schnarchen, das mir bis heute die Gewohnheit bescherte, mit dem Kopf unter statt auf dem Kissen zu schlafen. Besser lernte ich ihn erst nach seinem Tod kennen: als ich mit 22 Jahren nach Holland zog und an einem Novembertag die Uni schwänzte. An jenem Morgen fuhr ich nach Nijmegen, in die Stadt, in der mein Vater und seine Geschwister während des Zweiten Weltkriegs gelebt hatten. Am Bahnhofskiosk kaufte ich

mir die Zeitung «de Gelderlander», für die mein Grossvater viele Jahre als Journalist gearbeitet hatte. Dann ging ich in die Stadtbibliothek und suchte im Zeitungsarchiv nach Artikeln von Jacobus Holthuijzen. Aus den Jahren 1933–1945 fand ich Texte über lokale und internationale Ereignisse – aus den Nachkriegsjahren seltsamerweise nur noch Berichte über Lebensmittel. Am Abend rief ich meine Tante an und erfuhr, dass Papa nach Kriegsende mehrere Jahre lang für keine Tageszeitung mehr schreiben durfte und daher für Fachzeitschriften arbeiten musste. Man lastete ihm an, dass er in den Kriegsjahren unter deutscher Besetzung weitergearbeitet und nicht gegen die Deutschen angeschrieben hatte. Dafür steckte ihn die Regierung nach Kriegsende neun Monate ins Gefängnis. Sein Argument, dass er als Vater von sechs Kindern seinen Job nicht aufgeben und sich unter Beobachtung der Besetzer keine Kritik erlauben konnte, zählte für das Gericht nicht. Im Gefängnis bekam Papa Tuberkulose und



ANOUK HOLTHUIJZEN
ist redaktionelle
Mitarbeiterin von
«reformiert.» Aargau



RITA GIANELLI
ist «reformiert.»-
Redaktorin
in Graubünden



**LEO BÄCHLER
DER GENTLEMAN**

Als ich zehn Jahre alt war, wusste ich, was Heimat bedeutet. Dank Neni – meinem Grossvater. Mir stand zum zweiten Mal ein Schulwechsel bevor, doch dieses Mal war es anders, ich musste nicht bei null anfangen. Wir zogen nämlich dorthin, wo Neni wohnte, wo ich alles kannte. Und alle kannten meinen Neni, den Pöstler, Leo Bächler. Ich war stolz auf meinen Grossvater, denn er war die freundlichste Person, die ich kannte. Sein Lachen, die Art, wie er die Hand zum Gruss hob, im Winter den Schlitten voller Postsäcke hinter sich herzog, im Sommer den Wagen stiess, immer zuvorkommend: Das war mein Neni, ein wahrer Gentleman. Meine Ferien verbrachte ich oft bei den Grosseltern; fütterte mit Nani, der Grossmutter, die Eichhörnchen auf der Hohen Promenade, und Neni filmte uns mit seiner Super-8-Filmkamera – er war einer der ersten, der eine besass. Sonntags trug er immer Krawatte; Gummibänder hielten seine Hemdsärmel zurück. Neni hatte eine wunderschöne

Schrift, voller Schnörkel, richtige Kalligrafie. Es gelang mir nie, sie nachzuahmen. Neni sah mit zwanzig nicht viel anders aus als mit sechzig: markante Nase, dichtes Haar, bei dem sich schon in jungen Jahren Geheimratsecken bildeten. Mein Grossvater war bei Adoptiv- eltern aufgewachsen, bei «guten Leuten», wie er stets betonte. Seine leibliche Mutter war verschwunden, angeblich nach Amerika, sein Vater hatte anderweitig geheiratet. Als der zehnmonatige Leo im Spital abgeholt wurde, konnte er weder sitzen noch den Kopf aus eigener Kraft halten. Als Junge musste er auf Geheiss der Stiefmutter öfter deren Mann in der Wirtschaft aufsuchen, damit sich der Lohn nicht schon Anfang Monat verflüssigte – immer auf der Hut, eins zu kassieren. Obwohl klein und feingliedrig, arbeitete der junge Leo zuerst in einer grossen Giesserei, wie sein Adoptivvater. Sein richtiger Vater hat nie nach ihm gefragt, Neni schon – aber erfolglos. Als ich bereits Kinder hatte, merkte ich, dass ich eigentlich mein halbes Leben mit falschem Namen gelebt hatte. Woher kam eigentlich mein Grossvater? Und woher komme ich? Vielleicht sollte ich mich auf die Suche machen – und bei null anfangen.

RITA GIANELLI-BÄCHLER



**IDA JOST- STRAUSS
DIE UNGESTÜME**

Meine Grossmutter war jung. Immer. Als sie mit knapp zwanzig Mutter und mit 49 erstmals Grossmutter wurde. Sie war eine ungewöhnlich unternehmungslustige Frau: Sie lehrte mich jassen und Völkerball spielen, sie kam mit uns im nahen Friedhof Rosskastanien suchen, sie war die erste in der Familie, die farbig fotografierte. Und sie war eitel. Ich erinnere mich, wie sie ihre silbergrauen Haare bläulich färbte und wie sie sich auf dem Balkon ein Solarium einrichtete, damit sie ganzjährig «eine gesunde Bräunex» hatte. Die Falten, die sie sich beim intensiven Sonnenbaden holte, verabscheute sie dann allerdings, ebenso die schlaffe Haut an den Oberarmen. Ich aber fand diese «Schrümpflihut» ungemein attraktiv und wollte immer ihre Arme streicheln, wenn ich bei ihr war. Meine Grossmutter konnte wunderbar Geschichten erzählen. Klar, das ist keine Seltenheit bei Grossmüttern. Aber meine Grossmutter erzählte aus dem wirklichen Leben! Und sie hatte einiges erlebt: Geboren in Valangin, einem kleinen Dorf im Neuenburger Jura, kam sie mit fünfzehn Jahren als Dienstmädchen nach Zürich und lernte eine ganz neue Welt kennen: Sie bekam Freude an schönen Kleidern und Hüten – und sie starb fast vor Heimweh. Später, als sie längst verheiratet war und ihre Kinder ausgeflogen waren, reiste sie mit dem Ozeandampfer nach Ame-

rika. Und ich stellte mir immer vor, das Ölgemälde mit den haushohen blaugrünen Wellen, das in ihrem Zimmer hing, habe sie selbst auf Deck gemalt. Zugetraut hätte ich es ihr. Meine Grossmutter war anders: ungestüm, unverfroren, unangepasst. Sie liebte das Leben und liebte die Menschen. Und bis ins hohe Alter – sie wurde 96 – schwärmte sie ab und zu von einem flüchtigen Flirt mit einem «märchenhaft schönen Inder» auf einem Vierwaldstättersee-Dampfschiff. Ich werde die Worte nie vergessen, mit denen sie uns von jenem Mann und seinen kaffeebraunen Beinen in den Khakihosen schwärmte: «Chnööli het dä gha – wien es Edelpferdi!» Es ist bis heute ein geflügeltes Wort in unserer Familie.

RITA JOST



RITA JOST ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



**MARTHA LEHMANN-KÖNIG
DIE UNSCHEINBARE**

Es war im Herbst 2006, als ich zum letzten Mal mein Grosi besuchte. Meine Töchter waren auch dabei, und natürlich gab es Wienerli und Zöpfe – das gab es immer, und man musste mit Appetit essen, auch wenn man keinen hatte. Da kam meine Jüngste auf einmal mit einer alten Fotografie, die sie in Grosis Schlafstube entdeckt hatte, und fragte: «Du, Urgrosi, wer ist das?» Meine Grossmutter nahm das Bild ganz nah vor die Augen und sagte, das sei ihre Verwandtschaft, Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Onkel und Cousinsen, und, ja, das Mädchen da in der vorderen Reihe, die Vierte von links, sei sie, Martha König, wohl elf- oder zwölfjährig. Meine Tochter schaute und staunte und sagte: «Läck, Urgrosi, du hattest aber eine moderne Frisur, so kurz!» Da erzählte meine Grossmutter, wie sie 1918 die Spanische Grippe bekommen habe, die damals gewütet und viele Menschen dahingerafft habe. Und da seien ihr eben nicht nur alle Zähne ausgefallen, sondern auch die Haare, und auf dem Bild seien die halt eben erst ein bisschen nachgewachsen. Ein ganzes Jahr lang habe sie nicht zur Schule gehen können, fügte sie an, worauf meine Tochter sagte: «Ich möchte auch einmal ein Jahr lang nicht in die Schule.» – «Und ich möchte mehr von deinem Leben wissen, Grosi», sagte ich, «ich habe ja keine Ahnung.»

Doch meine Grossmutter hörte schwer und hatte Schmerzen und war meist sehr müde damals – und vier Wochen später war sie tot, gestorben kurz nach ihrem 98. Geburtstag, und ich konnte nicht mehr fragen. Und so bleiben halt vorab Bilder und Erinnerungen. Wie meine Grossmutter in einem grossen Korb das Zvieri aufs Feld brachte, wenn wir beim Heuen halfen, und dass der Minztee so süss war. An ihre stets etwas traurigen Augen und den schleichenden Gang – als wollte sie unsichtbar sein. An ihre Küchenschürze und die Stofffalten und ihre unglaublich weichen Wangen und die laut tickende Pendüle in der Stube und das muffige Zimmer, wo wir Enkel übernachteten mussten, und an den Geruch von Heu und Holz und Feuer im Herd. Und daran, dass sie immer «Bhüet di Gott» sagte, wenn sie mich verabschiedete. Auch nach dem letzten Besuch, und ich sagte, was ich sonst nie sagte: «Ja, Grosi, dich auch.»

MARTIN LEHMANN



MARTIN LEHMANN ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



wog bei 188 Zentimetern Körpergrösse noch 47 Kilogramm. Da er als Journalist erst keine Arbeit fand, gab er den niederländischen Freundinnen von Alliierten Englischunterricht. Dann landete er bei der Fachzeitschrift für Lebensmittelhändler, was ihn aber sehr langweilte. Seiner Leidenschaft ging er anderswo nach: beim Schreiben für eine Blindenzeitschrift und in unveröffentlichten Buchmanuskripten über Chinas Rolle im Kalten Krieg und über einen Fotografen. Papa sei sehr vielseitig gewesen und habe anstrengend viel über seine Arbeit gesprochen, sagte meine Tante. Mein Mann, der eine Tolle hat wie Papa, sagt auch immer, ich rede zu viel über meine Arbeit. Schade, kommt mein Grossvater in meinen Träumen nicht mehr zu mir. Dann könnten wir endlos über unsere Leidenschaft reden, ohne jemanden zu nerven. Flüsterte er mir damals im Traum vielleicht zu, dass Schreiben wahnsinnig glücklich macht?

ANOUIK HOLTHUIZEN

**«reformiert.»-Mitschreibaktion:
Meine Grosseltern**

Was wissen Sie noch von Ihren Grosseltern? Hörte Ihr Grossvater auch immer so laut Radio? Hatte Ihre Grossmutter auch so weiche Haut? Und wie roch es im grosselterlichen Badezimmer? «reformiert.» sammelt Erinnerungen: Blättern Sie im alten Familienalbum, scannen Sie ein Bild Ihres Grossvaters oder Ihrer Grossmutter ein (oder fotografieren Sie es ab) und laden Sie das Bild zusammen mit einem kurzen Text – einer Begebenheit, einer Anekdote, einer Momentaufnahme – auf die «reformiert.»-Website: www.reformiert.info Und wenn Sie weder einen Scanner noch eine Digitalkamera noch einen Internetanschluss haben, lassen Sie es Ihren Sohn oder Ihre Enkelin tun ...

«Oma und Opa sind eine Spezies für sich»

GROSSELTERN/ Jahrelang waren sie «einfach da». Neuerdings werden sie wissenschaftlich erforscht. Die Psychologin Pasqualina Perrig-Chiello über die neuen «Alten» und deren Rolle.

Frau Perrig-Chiello, Sie haben hier zwei potenzielle Grossmütter vor sich ...

... ich schliesse mich an! Ich habe einen 31-jährigen und einen 29-jährigen Sohn. Eine Schweizerin wird durchschnittlich mit 52 Jahren Grossmutter – wir müssten also, statistisch gesehen, alle drei bereits Grossmütter sein.

Was verbindet uns?

Wir gehören zur Babyboomgeneration: Wir sind besser ausgebildet als unsere Vorgängergeneration – als unsere Grossmütter sowieso, aber auch als unsere Mütter. Wir sind besser verankert im Beruf. Wir sind gesünder und sehen jünger aus als unsere Grossmütter. Diese waren mit fünfzig Jahren durch die vielen Geburten, die harte körperliche Arbeit und die einseitige Ernährung verbraucht. Zudem haben wir auch die Möglichkeit, politisch Einfluss zu nehmen.

Haben heutige Grossmütter auch eine andere Beziehung zu ihren Enkeln?

Früher galt: Die Grossmutter ist immer da, sie erzählt Geschichten, sitzt auf dem Ofen, strickt, backt Guetsli – ein sehr liebes, aber auch sehr passives Bild.

Und eins, das nicht mehr stimmt?

Grosseltern leisten rund 100 Millionen Betreuungsstunden, pro Jahr. Das entspricht, grob gerechnet, einer jährlichen Lohnsumme von zwei Milliarden Franken! Die jungen Eltern von heute sind auf diese Betreuungsarbeit angewiesen. Hüten ist nicht einfach eine nette Geste der Grosseltern, es ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit! Es gibt Grossmütter, die mehrmals pro Woche stundenlang reisen, um ihre Enkel zu betreuen. Und das nimmt unsere Gesellschaft als selbstverständlich hin.

Und die Grossväter?

In der Regel ist tatsächlich die Grossmutter im Vordergrund. Wenn man Kinder fragt, welches für sie die wichtigste Person sei, kommen nach Mami und Papi meist die beiden Grossmütter. Dann der Vater der Mutter und schliesslich der Grossvater väterlicherseits. Aber für die Grossväter sind die Grosskinder sehr wichtig, weil viele von ihnen mit den Enkeln ganz neue Seiten an sich entdecken.

Im Zeitalter der Patchworkfamilie hat ein Kind aber plötzlich mehr als vier Grosseltern. Ist das ein Problem?

Ja, und zwar ein juristisches: Was, wenn bei einer Scheidung die Frau das alleinige Sorgerecht erhält – und nun auch die Eltern des Vaters den Kontakt zu ihren Enkelkindern verlieren, obwohl sie während Jahren die Beziehung gepflegt haben? Lässt sich ein Besuchsrecht der Grosseltern einfordern? Das beschäftigt gegenwärtig Kinderrechtler und Juristinnen.

Warum brauchen Kinder Grosseltern?

In England haben Forscher Kinder befragt, wer ihre ersten Ansprechpersonen sind, wenn es Streit mit den Eltern gibt, wenn diese sich trennen oder sonst gravierende Probleme auftauchen. Erstaunlicherweise nennen die meisten Kinder nicht Freunde und Freundinnen, sondern die Grosseltern.

Sie haben das Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen» geleitet: Sind Sie dabei auf ähnliche Ergebnisse gestossen?

Wir haben Kinder und Jugendliche unter anderem gefragt: Sind die Grosseltern wichtig und wozu? Alle finden sie sehr wichtig, und zwar nicht etwa, weil sie ihnen ab und zu Geld zustecken, sondern – auch heute noch und an erster Stelle! – «weil sie einfach da sind, wenn man sie braucht».



BILD: ALEXANDER EGGER

«Grosseltern leisten rund 100 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr. Sie werden gebraucht. Und sie sind ein Wirtschaftsfaktor!»

Eltern sind für Kinder oft peinlich, Grosseltern nicht – warum eigentlich?

Die Eltern sind emotional zu nah. Und die Elterngeneration nimmt manchmal gewisse jugendliche Attitüden an – das stört die Jungen. Oma und Opa dagegen sind eine Spezies für sich. In der Regel haben sie ihre persönlichen Werte und stehen dazu. Das ist eine saubere Trennung, und man kann auf diese Weise lockerer miteinander umgehen: weil man sich gegenseitig nicht bedroht.

Aber haben Grosseltern wirklich Einfluss auf die Werte der Enkel?

Grosseltern sind vor allem für die Kontinuität zuständig und haben Einfluss auf Rituale: wie man zum Beispiel gemeinsam Weihnachten feiert. Die religiöse Prägung hingegen wird primär durch die Eltern vermittelt.

Und wie ist es, wenn die Grosseltern abwesend sind – zum Beispiel bei Ausländerkindern?

Es ist erstaunlich: Auch bei grossen Distanzen sind die Grosseltern sehr wichtig. Einmal im Jahr geht man zur Nonna. Und man geht gern! Oder die Nonna kommt, wenn es Probleme gibt. Und selbst wenn die Grosseltern früh gestorben sind, sind sie irgendwie präsent und prägend. Damit Migrantenkinder hierzulande Bezugspersonen aus der Grosseltern-generation haben, gibt es das Modell der Leihgrosseltern: Ältere Menschen laden die Kinder regelmässig ein. Das bewährt sich und hilft bei der Integration.

Sind Grosseltern denn immer so weise und selbstlos?

Natürlich nicht. Es gibt durchaus Konflikte – heute besonders darum, weil Grossmütter wieder so gefordert sind wie dreissig Jahre zuvor, als sie Beruf und Familie unter einen Hut bringen mussten. Jetzt müssen sie sich erneut extrem gut organisieren, damit sie die von ihnen erwarteten Betreuungsaufgaben übernehmen können. Auf all diese Probleme machen jene Frauen aufmerksam, die sich für die «Grossmütter(r)evolution» zusammengeschlossen haben (vgl. Kasten). Sie sagen: «Ja, es ist schön, die Enkel zu hüten. Aber wir wollen es freiwillig tun – und nicht, weil es nicht anders geht. Unsere Leistungen sollen wahrgenommen und anerkannt werden.»

Heisst Anerkennung auch finanzielle Abgeltung?

Es geht darum, dass die Leistungen der Grosseltern öffentlich wahrgenommen werden. Dann erst wird ihr Engagement nicht mehr als Selbstverständlichkeit gelten. Wissen weiterzugeben und Fakten zu vermitteln, steht am Anfang jeder Veränderung. Nur wer einen Sachverhalt kennt, kann ihn verändern. Im Moment sind wir auf der Stufe von Ignorieren und Nichtwissenwollen.

Ganz konkret: An welche Veränderungen denken Sie? An mehr Kindertagesstätten?

Auch. Aber auch, dass der Staat die Leistungen der Grosseltern wahrnimmt und honoriert – zum Beispiel in Form von Steuerentlastungen.

Haben Sie zum Schluss ein paar Tipps und Empfehlungen für praktizierende und zukünftige Grosseltern?

Die Babyboomgeneration soll nicht krampfhaft versuchen, ewig jung zu sein: Auch heute dürfen Grosseltern einfach ältere Leute sein. Klarheit und Gelassenheit soll von ihnen ausgehen. Und sie sollen Perspektiven und Direktiven geben: Junge Leute brauchen Richtlinien. Grosseltern sind Vorbilder, sie können – ohne sich in die Erziehung einzumischen – Werte vertreten. Sie leben diese Werte ja auch. Eine solche Haltung ist wirksamer als tausend Worte!

INTERVIEW: RITA JOST (59), KÄTHI KOENIG (60)



BILD: ALEXANDER EGGER

**«Grosseltern sollen nicht krampfhaft versuchen, ewig jung zu sein»:
Pasqualina Perrig-Chiello, Generationenforscherin**

Pasqualina Perrig-Chiello (58)

ist Professorin an der Universität Bern. Die Forschungsschwerpunkte der Entwicklungspsychologin sind Familien- und Generationenbeziehungen. Sie präsidierte das Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel». Im NZZ-Verlag sind von ihr erschienen: «In der Lebensmitte. Die Entdeckung der zweiten Lebenshälfte» (2007); «Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter» (2009, mit François Höpflinger). KK/RJ

GENERATIONENPROJEKTE

• Wo Leihgrosseltern vermittelt werden: www.familienkontakte.ch

• Wo die Frauen der «Grossmütter(r)evolution» zu finden sind: www.grossmuetter.ch

• Wo Grosseltern mit ihren Enkeln die Natur erleben können: www.silviva.ch
Am 3. Oktober findet im Bremgartenwald Bern ein abenteuerlicher Tag für Grosseltern und Enkelkinder statt (Treffpunkt: 10 Uhr, Busstation Länggasse).
Info: Tel. 044 291 21 91



Sinnlich: Trinken aus dem Abendmahlskelch

BILD: CHRISTINE BARLOCHERY / FOTOGRAFIERI IN DEN BEWEGUNGSRAUMEN, BRÜGG

SERIE: DER KÖRPER BEI DEN REFORMIERTEN

Vom Durst nach Leben

ABENDMAHL/ Das körperliche Ritual wird bei den Reformierten oft sehr steif gefeiert. Schade, findet die Pfarrerin Katharina Hoby-Peter, denn Essen und Trinken könne viel Geborgenheit vermitteln.

Die Orgel spielt gedämpft. Gemessen schreiten die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher zum Abendmahl. Auch ich schliesse mich der Reihe an, mit anständigem Abstand zur Frau vor mir. Abgesehen von den Orgelklängen ist es still, niemand redet oder lacht gar. Wie alle nehme ich Brot und Traubensaft mit ernster Miene ein. Dann bin ich ganz damit beschäftigt, das Brot mit Würde herunterzuschlucken und gleichzeitig zu meinem Platz zurückzufinden.

Körperlichkeit in der reformierten Kirche? Eigentlich müsste man nicht weit suchen, denn mit dem Abendmahl existiert ein körperliches Ritual. Gefeierte wird dieses aber meist steif. Nicht lebendige Freude am feinen Traubensaft und am leckeren Brot herrscht da, sondern Ernst und Bedrücktheit.

GENÄHRT WERDEN. Das müsste nicht so sein, ist die Zürcher Pfarrerin Katharina Hoby-Peter überzeugt. «Das Abendmahl ist doch nichts Ernstes oder gar Trauriges, sondern ein Zeichen der Liebe Gottes, also etwas zum Freuen!», sagt sie. Und etwas Sinnliches dazu: Dass beim Abendmahl in der Kirche gegessen und getrunken wird, ist für Katharina Hoby-Peter eine grosse Chance. Sie erklärt: «Essen ist für den Menschen nach dem Atmen das ursprünglichste Bedürfnis. Essen nährt uns nicht nur, es vermittelt uns das Gefühl von Aufgehobensein.» Die Pfarrerin weiss, wovon sie spricht, denn sie hat fünf Kinder geboren und gestillt: «Als Mutter erlebt man ganz unmittelbar, wie sehr Genährtwerden einem kleinen Menschen Geborgenheit vermittelt.» Das Abendmahl, ist Hoby-Peter überzeugt, kann mehr als alle Worte erfahrbar machen, dass wir von Gott genährt und getragen werden.

Dazu müssten beim Abendmahl aber auch wirklich die Sinne angesprochen werden, sagt Hoby-Peter und erinnert sich an eine Abendmahlsfeier in einer Bergkapelle, für die sie selbst einen Zopf gebacken hatte. «Der

ganze Raum war erfüllt vom köstlichen Duft des Brotes», schwärmt sie. Weniger begeistert ist sie vom Toastbrot, das in einigen Gemeinden beim Abendmahl gereicht wird, schlimmstenfalls schon am Vorabend geschnitten und an den Rändern eingetrocknet. «Das ist schade, denn das Essen mit den Sinnen ist wichtig. Im Sinnlichen erfahren wir den direktesten Zugang zu Gott.»

GEMEINSAM ESSEN. Darum sucht Katharina Hoby-Peter nach neuen Formen für das Abendmahl. Zusammen mit einem Team von Pfarrerinnen und Pfarrern gestaltet sie regelmässig das «Abendmahl am Mittag», das jeweils am Dienstagmittag in der Helferei des Zürcher Grossmünsters stattfindet. Hier essen die Anwesenden nach dem Abendmahl zusammen Zmittag, ganz im Sinn von Jesus, der das erste Abendmahl auch bei einem Essen mit seinen Jüngern feierte (siehe Lukas 22, 14). So, erzählt Katharina Hoby-Peter, entstehe eine Atmosphäre von Lebensfreude und von Verbundenheit mit anderen Menschen. «Das ist auch eine der Bedeutungen des Abendmahls: dass wir spüren, das Leben geht weiter, wir brechen gemeinsam mit anderen auf, um unsere Welt zu gestalten.»

Katharina Hoby-Peters Vision: dass mehr reformierte Gemeinden das Abendmahl mit einem gemeinsamen Essen verbinden würden. Dies könnte sehr wohl in der Kirche stattfinden, denn gemäss der Abendmahlsliturgie sind lediglich Eingangsgebet, Einsetzungsworte und Dank vorgegeben. Die übrige Gestaltung ist frei, also auch Reden und Lachen wären möglich! Doch noch von etwas anderem träumt die Pfarrerin: dass das Abendmahl auch das Essen im Alltag inspirieren könnte. «Heute, wo leider vom Tram bis ins Kino überall gegessen wird, wäre es schön, wenn Gottes Gegenwart spürbar und jedes Mahl ein Abendmahl werden würde.» **SABINE SCHÜPBACH**

Der Tipp
von Katharina Hoby

LIEBESMAHL. Jedes Essen kann zum Abendmahl werden, wenn Sie es bewusst gestalten. Beten oder singen Sie vor dem Essen mit den Menschen, mit denen Sie zusammen sind. Geniessen Sie das Essen und die Gemeinschaft. So wird entstehen, worum es beim Abendmahl ursprünglich ging: Freude, Liebe, Dankbarkeit und das Gefühl, mit anderen Menschen und mit Gott verbunden zu sein.



KATHARINA HOBY-PETER, 48, ist freischaffende Theologin und Zirkuspfarrerin. Die Mutter von fünf Kindern lebt in Zürich, wo sie regelmässig das «Abendmahl am Mittag» in der Helferei des Grossmünsters gestaltet (Di, 12.30 Uhr, anschl. Zmittag).

► NÄCHSTE FOLGE DER SERIE: TANZEN

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Die Bekenntnisse des Reisemuffels Lorenz M.

AMBIVALENZ. Freust du dich? Die Frage wird mir vor jeder grösseren Reise gestellt. Pflichtgemäss sollte ich mit Ja antworten. Doch ich zögere: Na ja, eigentlich schon, aber wenn ich es mir recht überlege, vielleicht doch nicht so. Reisen ist anstrengend. Manchmal auch unangenehm. Und am schönsten ist es ohnehin ... Ja, wahrscheinlich bin ich ein Reisemuffel.

MÜHSAL. Es beginnt schon beim Packen, das sich quälend in die Länge ziehen kann. Dann geht es so richtig los: Schlange stehen vor irgendwelchen Schaltern. In ein Verkehrsmittel eingepfercht werden, eng umschlossen von Mitreisenden, die sich vielleicht alle freuen und dies im schlimmsten Fall auch noch laut kundtun. Irgendeinmal irgendwo ankommen, aussteigen und wieder vor irgendwelchen Schaltern endlos Schlange stehen. Ist auch das überstanden, geht es weiter mit Umherirren, Auskunft suchen, Billette lösen, Bus suchen, Strasse suchen, Unterkunft suchen, Preise aushandeln und so weiter.

ANEMONEN. «Wie muss man gebaut sein, um das zu ertragen?», fragte der österreichische Schriftsteller und Diplomat Alexander von Villers, schon Mitte des 19. Jahrhunderts. Reisestress gab es offenbar schon damals, im Zeitalter der Pferdekutschen. «Spreche mir niemand vom Genuss des Reisens, ich glaube nicht daran», muffelte er. Seine Alternative: «Lieber Anemonen und Zykamen, Farnkräuter und Haselnüsse und Berberitzen blühen sehen und Heckenrosen.» Das tönt gut.

BLICKWECHSEL. Warum reise ich überhaupt? Ich könnte mir die Antwort leicht machen und sagen: wegen meiner reisefreudigen Frau. Aber es steckt mehr dahinter: Ich reise, um einfach einmal weg zu sein, um andere Welten zu erleben – und dann wieder heimzukehren. Die Rückkehr ist jedes Mal ein Erlebnis. Ich sehe meine vertraute Umgebung mit ganz anderen Augen. Was ich längst zu kennen meinte, zeigt sich in einem neuen Licht.

ZIMMER. Das Nächste ist merkwürdigerweise oft das Fernste. Als die grossen Seefahrer im 18. Jahrhundert immer weiter entlegene Weltgegenden zu bereisen begannen, erkundete der französische Lebeamant Xavier de Maistre die Exotik der nächsten Nähe. Er nutzte einen sechswöchigen Hausarrest für Reisen durch sein Zimmer. Sorgfältig protokollierte er seine Erlebnisse zwischen Bett und Schreibtisch, Sofa und Fenster. Im Mikrokosmos der eigenen vier Wände erfuhr er erstaunlich viel über sich und die Welt.

WEG. Meinerseits werde ich mein Zimmer bald verlassen: Wir besuchen demnächst für ein paar Wochen eine der schönsten Ecken der Welt. Furchtbar weit entfernt von hier. Aber ich bin schliesslich kein Stubenhocker, sondern ein Reisemuffel. Das ist etwas anderes. Und, bitte, fragen Sie mich nicht, ob ich mich freue. Ich weiss es nicht.

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 30

«LiebesElternPaar»
Ein sinnliches Wochenende für Eltern,
die mal wieder Paar sein möchten.
T 044 860 04 84
www.paare.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 90 91
Ostschweiz 071 640 00 80
Zürich 052 872 20 20
www.zum-du.ch

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei
PRO DUE
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten
in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen
Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.
AG 062 842 44 42 LU 041 240 72 28
ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen!**
Ein Inserat dieser
Grösse kostet Fr. 100.–.
Damit erreichen Sie
105 000 Leser im
Kanton Aargau.
Lisa Zivalic, Telefon direkt: 044 268 50 30

IN TRAUER – ALLEIN?
Verwitwete, trauernde Partnerinnen und Partner,
treffen sich an einem Wochenende
in Gunten im Parkhotel am Thunersee
Samstag, 6. bis Sonntag 7. November 2010
Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Frau Weber, Handy 079 79 107 32
oder Parkhotel Gunten 033 252 88 52.
Falls keine Antwort: Teilen Sie mir bitte
Ihre Telefonnummer auf dem Handy mit.
Ich rufe Sie gerne zurück.

**Das kleine, sonnige
Ferienparadies über dem
Thunersee.**
Ferien im Sunnehüsi sind Lichtpunkte für den Alltag!
Gönnen Sie sich eine frohe Ferienwoche in unserem schön
gelegenen, gemütlichen Haus.
Lassen Sie sich von uns verwöhnen!
Aus unserem Ferienwochenprogramm:
2. bis 9. Oktober 2010
Ferien- und Bibelwoche für Frauen
mit Frau Pfr. Lotti Schum, Muri, und
Therese E. Balmer Moosseedorf,
«Gott schreibt Geschichte auch mit
uns»
8. bis 12. November 2010
Tage der Stille und der Ermutigung
(Im Schatten deiner Flügel...
Stille erleben...)
mit Pfr. Fritz Bangerter,
Wangen a. d. Aare
13. bis 20. November 2010
Voradventliche Besinnungswoche
mit Pfr. Fritz und Lorli Grossenbacher,
Burgdorf
28. November bis 4. Dezember 2010
Adventswochen: Unterwegs zum Licht
Weg vom Weihnachtsrummel laden
Wir freuen uns auf Ihre Anfrage!
Anfragen und Anmeldungen an:
Hedwig Fiechter, Hotel Sunnehüsi, 3704 Krattigen
Tel. +41 33 654 92 92, Fax: +41 33 654 19 76
E-Mail: info@sunnehuesi.ch, www.sunnehuesi.ch

Eric Berne Institut Zürich
Institut für Transaktionsanalyse
Wochenendseminar (TA 101)
Einführung in die Theorie und Praxis der
Transaktionsanalyse
→ 17. – 19. September 2010
Kraft im Konflikt
Vier Module zur Erweiterung der Kritik- und
Konfliktfähigkeit
→ Modul 1: 15. – 17. Oktober 2010
Infoabend
Grundausbildung in Transaktionsanalyse
Lehrgang 31 (Beginn Februar 2011)
und alle andern Angebote
→ 16. September 2010 von 19 – 21 Uhr
ohne Voranmeldung!
Kontakt und Unterlagen:
CH-8008 Zürich, Dufourstrasse 35
Telefon 044 261 47 11
www.ebi-zuerich.ch

**Verschuldung beenden
Budget im Griff**
**Fachstelle
Schuldenberatung FSB**
Steinemann Lebensqualität
Kesslermattstrasse 81
8965 Berikon
Tel 056 631 75 30
www.schuldenberatung-berikon.ch
Zusammenarbeitsvereinbarung:
SOS-Stiftung Beobachter

**Im Kleinen
Grosses
bewirken**
Mit Ihrer Spende
machen Kleinbauern
Boden gut.
HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch
PC 80-1115-1

REFORMIERTE LANDESKIRCHE AARGAU
Das Alter neu erfinden
Interdisziplinärer Kongress zum
Wandel der dritten Lebensphase
Samstag, 6. November 2010, 9 bis 17.15 Uhr,
Kultur und Kongresshaus Aarau
mit Referaten von
Prof. Dr. rer. pol. Peter Gross,
Soziologe, St. Gallen
Dr. theol. Elisabeth Moltmann-Wendel,
Theologin, Tübingen
Martin Mezger, focus ALTER, Theologe
und Publizistikwissenschaftler, Zürich
Julia Onken, Psychologin und
Psychotherapeutin, Amriswil
Weitere Seminare und Kurzreferate über:
gesellschaftliche und ökonomische Aus-
wirkungen; Einsamkeit, Sucht – die Schatten-
seiten des «Golden Age»; Körper, Gesundheit
und Sex versus Gebrechlichkeit; Religion
und Spiritualität im Alter; Veränderungen in
der kirchlichen und sozialen Freiwilligenarbeit;
finanzielle Probleme.
Auftakt am Freitag, 5. November, 19 Uhr:
Szenische Improvisation mit dem Playback-
Theater Zürich, anschliessend Podiums-
gespräch über das neue Alter und unsere
Gesellschaft
Informationen: www.ref-ag.ch/kongress
veranstaltet von der
Reformierten Landeskirche Aargau
5001 Aarau, Telefon 062 838 00 18,
kongress@ref-aargau.ch
Kosten: Fr. 180.– (inkl. Essen, Dokumentation)

ENGADINER HERBSTHITS NR. 1
27. September – 1. Oktober 2010
Psalmen – spirituelle Poesie der Bibel
Morgengespräche über Theologie
und Glauben mit Pfr. Marc Mettler,
aus Sumiswald im Emmental.
3. – 9. Oktober 2010
**Josef und seine Brüder – eine
biblische Komödie**
mit Frau Pfr. Käthy LaRoche und viel
Zeit zum Sein, Denken und Wandern.
3. – 9. Oktober 2010
„bildendes“ Abendprogramm
mit Film und Literatur oder umgekehrt
mit Walo Deuber, Autor, Filmer und
Hochschuldozent.
**Goldener Herbst im Engadin – 7 x schlafen / 6 x bezahlen, inkl. allen Bergbahnen
und herrlicher Aussicht / ab 16. Oktober bis Ende November 2010 Randolins zum 1/2 Preis
bei ganzer Leistung! Details unter www.randolins.ch / 081 830 83 83 / Herzlich Willkommen.**

Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglise réformées
Berne-Jura-Soleure
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Wir suchen für unsern Bereich Ökumene, Mission,
Entwicklungszusammenarbeit und Migration
auf den 1. April 2011
**Leiterin / Leiter
Bereich OeME-Migration (80%)**
Ihre Kernaufgaben

- Operative Leitungsverantwortung für alle Tätigkeiten des Bereichs
- Führung des Bereichs (10 Mitarbeitende)
- Leitung der Fachstelle Ökumene, Mission, Entwicklungszusammenarbeit
- Vertretung des Bereichs auf kantonaler, schweizerischer und internationaler Ebene
- Inhaltliche Arbeit in den Gebieten Weltweite Ökumene, interreligiöser Dialog, Mission, Entwicklungszusammenarbeit
- Theologische Grundlagenarbeit in diesen Fachgebieten

Ihr Profil

- Abgeschlossenes Hochschulstudium in Theologie, vorzugsweise Pfarrperson
- Berufserfahrung in einem der oben genannten Themengebieten
- Auslandserfahrung in einem der Themengebiete erwünscht
- Führungsqualifikationen und -erfahrung
- Visionäres und strategisches Denken
- Rhetorische Fähigkeiten und Freude am Formulieren von Texten
- Kreativität bei der Mitgestaltung kirchlicher und gesellschaftlicher Prozesse
- Gute Sprachkenntnisse in Wort und Schrift in Deutsch, Französisch und Englisch
- Kirchliches Engagement (Mitglied einer Kirche des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes oder der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa)

Wir bieten Ihnen eine anspruchsvolle Führungsposition mit attraktiven Anstellungsbedingungen. Ein motiviertes Team freut sich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen.
Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bis 7. Oktober 2010 an den Personaldienst der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Postfach, 3000 Bern 23.
Auskünfte erteilen gerne die zuständige Synodalrätin Pia Grossholz-Fahrni, Tel. 031 951 81 76, pia.grossholz@bluewin.ch und der Stelleninhaber Albert Rieger, Tel. 031 313 10 13, albert.rieger@refbejuso.ch
Weitere Infos: www.refbejuso.ch

**Wir können aus
Wasser keinen Wein machen.
Aber aus Anzeigen Werbeerfolg!**
reformiert.
Buchen Sie Ihre Anzeige in «reformiert.» am besten noch heute
und profitieren Sie von attraktiven Preisen und einer beglaubigten
Auflage von 716 000 Exemplaren in den Kantonen Aargau, Bern,
Graubünden und Zürich. «reformiert.» erscheint monatlich
(im Kanton Zürich 14-tägig) und wird per Post zugestellt.
Rufen Sie uns am besten gleich an und informieren
Sie sich auch über unsere günstigen Beilagepreise.
Wir freuen uns auf Sie unter Telefon 044 268 50 30,
per Fax 044 268 50 09 oder E-Mail anzeigen@reformiert.info

Der Mann, der die Worte sparsam setzte

LYRIK/ Robert Lax war einer der grossen Mystiker des 20. Jahrhunderts. Am 26. September jährt sich der Todestag des amerikanischen Lyrikers zum zehnten Mal.

«Verfolge den Frieden friedlich – such ihn zuerst in dir selbst.» Den Frieden zu lieben, anstatt für ihn zu kämpfen, das war Robert Lax ein lebenslanges Anliegen. Stets betrachtete er das Positive als die stärkere Kraft im Universum als das Negative.

1915 als Sohn jüdischer Einwanderer in New York geboren, arbeitete Lax nach seinem Studium als Texter und Redaktor bei den Zeitschriften «The New Yorker» und «Time Magazine». Er war eng befreundet mit vielen Künstlern, so mit dem Maler Ad Reinhardt und dem Religionsphilosophen Thomas Merton. Wie dieser konvertierte Robert Lax zum katholischen Glauben. Nach längeren Europareisen und der Gründung der Friedenszeitschrift «Pax» setzte er sich 1964 nach Griechenland ab. Hier, auf der Insel Patmos, verbrachte er die nächsten 36 Jahre seines Lebens – beschäftigt mit der «mystischen Reise um die eigene Achse».

POESIE. Als freiwilliger Asket setzte er das Prinzip der Entschleunigung allumfassend um. Langsam und bedächtig ging er, ass er und schrieb er. Aus dieser Konzentration auf das Wesentliche erwuchs eine spartanisch reduzierte Lyrik von grosser poetischer Kraft.

FREIHEIT. Für Robert Lax waren Leben und Schreiben eins, zeitgleich galt sein Blick dem Detail wie dem Ganzen. Als spirituell Suchender fand er die Antworten jenseits aller Dogmen: «Die Kirche, der ich angehöre, ist weit ... Nicht ihre Grenzen interessieren mich, sondern ihre Möglichkeiten. Wenn ich mir so etwas wie eine ideale Kirche vorstelle, dann gehöre ich ihr gerne an. Sollte sie aber die Idee von Glauben, Hoffnung und Mildtätigkeit als Dimension des Lebens verlieren, wüsste ich nicht, wie ich mich mit ihr identifizieren könnte.»

AUGENBLICK. Robert Lax war ein Vertreter des Moments. Im Hier und Jetzt fand er das Wesentliche: «Das Heiligste auf der Welt und das wirklich zu Feiernde ist der gegenwärtige Augenblick.»

Am 26. September 2000 starb Robert Lax in New York. Zehn Jahre nach seinem Tod ist es an der Zeit, diesen tief religiösen Meister der lyrischen Reduktion wiederzuentdecken. **ANNEGRET RUOFF**



«Ich habe allem gelauscht, was mein Herz zu sagen hatte; habe ihm gestattet, seine eigene Sprache zu reden»: Robert Lax, Lyriker



BUCHTIPPS

ROBERT LAX ENTDECKEN
Dem bekannten Sinnsuchenden widmen sich zahlreiche Publikationen.

PETER WILD: Von der Wachheit des Wartens. Robert Lax spirituell gelesen. Matthias-Gründewald-Verlag, 2010. Fr. 37.90. ISBN 3-7867-2800-3L

ROBERT LAX: Poesie der Entschleunigung. Ein Lesebuch. Pendo-Verlag, 2008. Fr. 35.90. ISBN 3-86612-156-3

Why should I buy a bed when all that I want is sleep? A chamber film with Robert Lax. DVD. Edition filmmuseum, 2006. Fr. 30.50.

LESERBRIEFE

REFORMIERT. 8/10: Agrotreibstoffe «Brot statt Benzin»

BEMÄNGELT

Das Wort «Biosprit» bitte nicht benutzen: Es ist gemein den Biobauern gegenüber. Bio suggeriert naturverbunden, klimaneutral, gesund. Besser wäre es, von «Agrotreibstoffen» zu schreiben oder von «Hungerdiesel». Ich war kürzlich in Thailand, Kambodscha und Vietnam. In der Gegend von Isaan in Thailand musste ich feststellen, dass die Bauern dort gerade mal 14 Baht, also 40 Rappen, für das Kilo Reis bekommen. Es ist völlig klar, dass die Bauern dort auf das Geschäft mit den Agrotreibstoffen warten und damit sicherlich das Dreifache lösen könnten. **LEO HORLACHER, BIEL-NIDAU**

BESORGT

Ein engagierter und gut recherchierter Bericht. Der Anbau von Energiepflanzen für Agrartreibstoffe ist wirklich unverantwortlich für die weltweite aktuelle Hungerkrise. Die grösste Gefahr für die Hungernden dürfte aber der Anbau von Nahrungsmitteln für die Fleischproduktion sein. Die Viehzucht ist nicht nur die Hauptursache für die Treibhausgasemission, Fleisch ist auch die versteckte Ursache für die wachsende Nahrungsmittelknappheit: Um 100 Gramm Fleisch zu erzeugen, benötigt man etwa

1,2 Kilogramm Getreide oder Sojabohnen. Mit Vernunft und Solidarität muss jeder Einzelne einen kleineren ökologischen Fussabdruck erreichen, und Vegetarismus beziehungsweise Veganismus ist dafür der beste Weg. **WERNER MÜLLER, WINTERTHUR**

REFORMIERT. 8/10: Irak Interview mit Erzbischof Asadourian

BERECHTIGT

Die Aussage, dass die Lage im Irak jetzt sehr viel besser sei als unter der Diktatur, sollte man für all jene markieren, die nicht müde werden, George W. Bush und Tony Blair wegen ihrer angeblich verantwortungslosen Kriegstreiberei zu geisseln. Gewiss machten die westlichen Truppen Fehler. Aber es wird vergessen, welch blutrünstige Tyrannei unter Saddam Hussein herrschte. Das Bemühen der westlichen Regierungschefs, im Irak eine neue Ordnung aufzubauen, ist jedenfalls ehrenhafter als seine Gräueltaten. **MATTHIAS CZERNY, NÜRENSDORF**

REFORMIERT. 8/10: Thalheim: «Pfarrer bleibt beurlaubt»

BETROFFEN

Einen Pfarrer zu beurlauben, wegen Anschuldigungen, die aus seiner glaubwürdig dargelegten Sicht aus der Luft gegriffen sind, lässt eine Kirchenpflege nicht kalt. Auch

bei den Mitgliedern der Kirchengemeinde war eine Betroffenheit zu spüren. Organisatorisch und administrativ bewältigen wir unsere aktuelle Situation problemlos. Da unser Pfarrer ein 70%-Pensum hat, sind wir es gewohnt, mit Laienpredigern und pensionierten Pfarrern zusammenzuarbeiten. Entgegen der Aussage in «reformiert.» sind aber deshalb keine Gottesdienste ausgefallen und auch der Unterricht war nie infrage gestellt – lediglich der Beginn im neuen Schuljahr war noch offen. Es ist wohl nachvollziehbar, dass der Kirchenpflegepräsident nicht bereit war, der «reformiert.»-Journalistin Probleme suchende Suggestivfragen (angeblich von journalistischem Interesse) zu beantworten. Bis das Urteil rechtskräftig ist, gilt es nun zu warten. Sobald die rechtliche Situation geklärt ist, wird die Kirchenpflege die Situation wieder neu beurteilen. Mag ja sein, dass dies für einen Artikel zu wenig spektakulär ist.

DR. ROLAND FRAUCHIGER, KIRCHENPFLEGEPRÄSIDENT, THALHEIM

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Abendmusik. Regula Konrad (Sopran) und das Ensemble «il desiderio» spielen Musik zum Thema «O Maria, dulcis rosa». **3. September, 20.00**, ref. Stadtkirche Aarau. Infos: www.ref-aarau.ch.

Kammermusik. Irmelin Bünsch (Blockflöten), Irmelin Thomsen (Viola), Christof Mohr (Cello) und Gaudenz Tschärner (Orgel) spielen Werke von Bach, Telemann und englischen Komponisten. **11. September, 20.00**, ref. Stadtkirche Brugg.

Gehörlosengottesdienste. Die Gehörlosengottesdienste mit Prn. Anita Kohler finden am **12. September, 14.30**, in der ref. Kirche Baden, und am **26. September, 14.30**, im Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau, statt.

Frauengottesdienst. Der nächste ökumenische Frauengottesdienst findet zum Thema «Beten mit dem Lied des Herzens und mit dem Gesang des Mundes» statt. **12. September, 19.00**, ref. Stadtkirche Aarau. www.ref-aarau.ch.

Gottesdienst. Unter dem Motto «Di ganzì Schöpfig singt dies Lied» findet der traditionelle kantonale ökumenische Bettagsgottesdienst statt. **19. September, 14.30**, Klostertkirche Königsfelden.

Hebräischkurs. Für alle, die das Alte Testament in der Ursprache kennenlernen möchten, bietet der emeritierte Gebenstorfer Pfarrer Hans Pfeifer einen Hebräischkurs an. Schnupperabend: **23. September, 19.00**, ref. Kirchgemeindehaus, Gebenstorf. Kursbeginn: ab 30. September jeweils donnerstags, 19.00 (ausgenommen Schulferien). Infos: Pfr. Hans Pfeifer, Tel. 056 210 23 51.

Vortrag. In der Reihe «Eine Quelle – vier Religionen» der reformierten Landeskirche Aargau spricht Prof. Matthias Mahlmann, Zürich, über «Religionen im Rechtsstaat». Dabei geht er auf die Grundlagen religiöser Toleranz ein und erläutert deren Bedeutung für das Menschenrecht der Glaubensfreiheit. **23. September, 20.00**, Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau. Infos unter Tel. 062 767 60 54 und www.ruegel.ch.

RADIO UND TV

Tiere in der Bibel. Von der ersten bis zur letzten Bibelseite wimmelt es von Tieren. Erst die jüngere Bibelforschung entdeckte die Tiere als Schöpfungsgeschwister der Menschen wieder. So widmet die Berner Theologin Silvia Schroeder den biblischen Tieren ein ganzes Büchlein und zeigt, wie viel Tierethik in den biblischen Geboten steckt. **5. September, 8.30, DRS 2**

SERIE: REFORMIERTSEIN HEUTE (9)



Lässt sich gerne überraschen: Philippe Welti

Das Göttliche in uns

UMFRAGE/ Was heisst Reformiertsein heute? «reformiert.» will es wissen, diesmal von Philippe Welti, PR-Berater und Journalist in Zürich.

«Wir lassen unseren Sohn taufen und stellen fest: Die meisten unserer Freunde sind längst aus der Kirche ausgetreten. Eigentlich müsste auch ich längst ausgetreten sein: Mode und Wissenschaft sprechen dafür; als Journalist ist man Fakten verpflichtet. Mein Glaube war zwar immer ein «ich glaube, obwohl ...», und ich könnte auch ohne leben.

Bloss: Ich lasse mich gerne überraschen, dass es noch etwas Göttliches gibt, das in uns lebt. Am eigenen Leib habe ich zudem erlebt, dass mir die Kirche bei Schicksalsschlägen eine Form des Handelns bietet, die mir das Umgehen mit solchen Katastrophen ermöglicht hat. Als Mitglied der reformierten Kirche bin ich gerne Teil einer Gemeinschaft, die nicht nur Wegbereiterin des Kapitalismus und damit des Wohlstandes der Schweiz war, sondern auch die Grundlage zum modernen Sozialstaat gelegt hat.» **PHILIPPE WELTI**

«Die reformierte Kirche hat die Grundlage zum Sozialstaat gelegt.»

PHILIPPE WELTI ist Journalist und Senior Consultant bei der Stöhrer AG in Zollikon ZH.

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion: Annegret Ruoff (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Daniela Schwegler, Käthi Koenig, Christine Voss (Zürich)

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Aargau

Aktuelle Auflage: 105 000 Exemplare

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau

Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident

Redaktion: Annegret Ruoff Storchengasse 15, 5200 Brugg Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71 annegret.ruoff@reformiert.info

Redaktionelle Mitarbeit: Anouk Holthuisen, Sabine Schüpbach

Verlags- und Geschäftsleiterin: Tamara Jud, Tel. 056 444 20 77 Fax 056 444 20 71 tamara.jud@reformiert.info

Sekretariat: Barbara Wegmüller Storchengasse 15, 5200 Brugg Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71 barbara.wegmueller@reformiert.info

Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde

Inserate: Anzeigen-Service Preyergasse 13, 8022 Zürich Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09 anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss 10/10: 1. September

Druck: Ringier Print AG Adligenswil





Die 24-jährige Tabea Tanner steht kurz vor dem Abschluss am Theologisch-Diakonischen Seminar in Aarau

Sie will Menschen im Glauben begleiten

BERUFUNG/ Tabea Tanner möchte ihre Religiosität auch im Beruf nicht unterdrücken. Darum wird sie Sozialdiakonin.

Im Theologisch-Diakonischen Seminar (TDS) in Aarau ist es still, noch sind Sommerferien. Nur in der Bibliothek im zweiten Stock raschelt Papier. Einige Studenten sind in ihre Bücher vertieft, darunter Tabea Tanner, die an ihrer Diplomarbeit schreibt. Die Studentin sucht gerade nach Bibelstellen, die einen Bezug zum Thema Leistung haben. «Der Leistungsdruck in der Gesellschaft nimmt ständig zu», sagt sie beim Gespräch in der Cafeteria. «Vor Gott muss der Mensch aber nichts beweisen. Er liebt ihn, wie er ist.» Die 24-Jährige möchte mittels einer Umfrage herausfinden, ob der Leistungsgedanke die Arbeit von Mitarbeitenden in Kirchgemeinden prägt und so den Glauben an Gottes Gnade untergräbt.

AUSBILDUNG. Das TDS feiert dieses Jahr sein fünfzigjähriges Bestehen. Rund 600 Frauen und Männer aus der Deutschschweiz haben hier seit der Gründung der ehemaligen Schweizerischen Evangelischen Bibelschule eine sozialdiakonische Ausbildung absolviert. Wer dies wie Tabea Tanner vollzeitlich tut, benötigt dazu

vier Jahre und kann danach in unterschiedlichsten Funktionen tätig sein: als Sozialdiakonin, Katechet, Jugendarbeiterin, Gemeindeführer in der evangelisch-reformierten Kirche oder anderen Organisationen, in evangelischen Freikirchen zudem als Missionar, Pastor oder Prediger. Zurzeit sind Bemühungen um die staatliche Anerkennung des Diploms in Gang, damit die Studienabgänger bessere Chancen im säkularen Arbeitsmarkt haben.

MITTELWEG. Für Tabea Tanner ist die TDS-Ausbildung die ideale Verbindung von Interessen und Werten. Sie erzählt: «Ich bin in einer gläubigen Familie aufgewachsen, und Gott spielt eine wichtige Rolle in meinem Leben.» Obwohl sie sich sehr für theologische Themen interessiert, sei ein Theologiestudium nicht infrage gekommen. «Ich wollte immer schon im sozialen Bereich arbeiten.» Sie habe auch über die «klassische» Sozialarbeiterausbildung nachgedacht und die Aufnahmeprüfung gemacht. Doch ein Punkt sei für sie «eine zu grosse Herausforderung» gewesen:

«Ich hätte meine Religiosität unterdrücken müssen.» Bei der Aufnahmeprüfung zum Beispiel musste sie sich zum Thema Abtreibung äussern. «Da will ich doch sagen können, dass ich glaube, dass jeder Mensch von Gott gewollt ist.» Weil ihr Gott auch im Beruf wichtig ist, möchte sie Menschen auf ihrem Glaubensweg begleiten. «Ich will aber niemandem meinen Glauben aufzwingen!», betont sie. Im Gegenteil: «Hier im Seminar habe ich eine viel grössere Offenheit für Andersdenke erlangt.» In den Diskussionen kämen unterschiedlichste Ansichten zutage. Das schätze sie, und es habe ihre Toleranz gefördert.

ZUKUNFT. Die Tatsache, dass immer mehr Menschen aus der reformierten Kirche austreten und dass dies ihre Berufschancen schmälern könnte, betrachtet Tabea Tanner mit Gelassenheit. «Der Glaube wird nicht aussterben. Aber wir müssen uns überlegen, wie wir mit den Austritten umgehen. Ich möchte mithelfen, eine Lösung zu finden.»

50 Jahre TDS

Am 4. September feiert das Theologisch-Diakonische Seminar in Aarau sein fünfzigjähriges Bestehen. Die Höhere Fachschule für Kirche, Diakonie und Mission, deren Trägerverein Mitglieder aus evangelischen Landes- und Freikirchen umfasst, bildet Aus- und Weiterbildungen an. So auch die vierjährige Diplombildung in Sozialdiakonie, die von den evangelisch-reformierten Kirchen der Deutschschweiz anerkannt wird.

JUBILÄUMSFEST
Samstag, 4. September,
im Kultur- und Kongresshaus Aarau, Schlossplatz 9. www.tdsaarau.ch

GRETCHENFRAGE

STEFAN HAUPT, FILMREGISSEUR

«Ich bin ein Teil des Ganzen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Haupt?

Sie ist für mich Ausdruck der menschlichen Suche nach Verbundenheit, nach Erkenntnis, nach Heimat und Sinn, Verantwortung und Liebe. Die Mythen, die sich in den Religionen finden, diese «Masken Gottes», interessieren mich.

Sie glauben an Gott?

Ich glaube an die Kraft des Lebens mit all seinen Schönheiten und Abgründen. Dieser höheren Macht einen Namen zu geben oder sie einer einzigen Religion zuzuordnen, liegt mir allerdings nicht.

Und welche Rolle spielt dieser Glaube in Ihrem Leben?

Ich weiss, dass ich ein Teil des Ganzen bin. Ich versuche wahrzunehmen, was um mich und in mir ist. Davon werden auch meine Filme beeinflusst.

Ihr neuester Film, «How About Love», handelt von der Midlife-Crisis eines Chirurgen, der sich in eine junge Frau verliebt. Warum inszenieren Sie diese Geschichte in einem thailändischen Flüchtlingscamp?

Es ist ja nicht einfach eine Midlife- und Dreiecksgeschichte. Es geht auch darum, dass sich einer humanitär engagiert und dabei aus der Bahn geworfen wird. Er will das Gute und verursacht viel Leid.

Und warum gerade Asien?

Da sind auch persönliche Erfahrungen eingeflossen: Meine Eltern nahmen vor dreissig Jahren zwei Flüchtlinge aus Kambodscha auf – im Rahmen einer Heks-Freiplatzaktion. Ich erinnere mich noch gut an die beiden Kambodschaner: Sie hatten Schauerliches gesehen – Vergewaltigungen, Verstümmelungen – und waren davon gezeichnet.

Heks? Sie sind also in einem kirchlichen Milieu aufgewachsen.

Ja, meine Eltern waren in der Evangelisch-methodistischen Kirche (EMK) aktiv. Ich selbst habe viel Ambivalentes in der Kirche erlebt: einerseits eine tiefe, seelenvolle Gemeinschaft, gleichzeitig viel Einengendes – gerade in Bezug auf Liebe. Die kirchlich gepredigte Liebe fand ich unausgewogen: Aggression oder Hass durfte es nicht geben – aber wo gehen dann diese Gefühle hin?

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, CHRISTINE STARK

CARTOON CHRISTA

JÜRGEN KÜHN



VERANSTALTUNG

JÜDISCHE KULTURWOCHE AUF DEN SPUREN VERSCHOLLENER MUSIK

Amsterdam, vor dem Zweiten Weltkrieg: Die Kulturszene ist geprägt von jüdischen Kunstschaffenden. Während der Besetzung durch die Nazis werden die Juden aus dem kulturellen Leben verdrängt, ihre Werke grösstenteils vernichtet.

1995 beginnt die niederländische Flötistin Eleonore Pameijer, nach den Werken verfolgter Komponisten zu forschen – und wird fündig. Eine Auswahl gelangt nun

anlässlich der 5. jüdischen Kulturwoche Aargau zur Auf-führung. Ebenfalls wird der Film «Geh und lebe» des bekannten Regisseurs Radu Mihaileanu gezeigt. Und wer möchte, kann sich von Roy Oppenheim den jüdischen Kulturweg erklären lassen. **ARU**

Die jüdische Kulturwoche findet vom 27. August bis zum 5. September statt. Das Konzert «Music from the Time of Anne Frank» wird am 2. September um 20 Uhr in der Galerie Anixis aufgeführt. Infos und Vorverkauf für alle Veranstaltungen: www.juedischekulturwoche.ch



STEFAN HAUPT, 49, ist Regisseur und Filmmacher in Zürich (u.a. «Elisabeth Kübler-Ross: Dem Tod ins Gesicht sehen», «Ein Lied für Argyris»). Sein neuester Film «How About Love» läuft ab 26. August im Kino.

BILD: FONTANA FILM